

VILLA VIGONI

COMUNICAZIONI / MITTEILUNGEN



VI, 1 Aprile / April 2002

In dieser Ausgabe von *Comunicazioni/Mitteilungen* werden einige der bedeutenden Beiträge der Veranstaltung *Campus Europa. Die Probleme der Universitätsreform und die Rolle des Telelearning* abgedruckt, die in den Tagen 25. bis 27. Oktober 2001 in der Villa Vigoni stattgefunden hat. Zu den Teilnehmern zählten Wolf-Michael Catenhusen, Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Forschung, und Botschafter Francesco Aloisi de Larderel, Generaldirektor für Kulturförderung und kulturelle Zusammenarbeit im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der italienischen Republik. Die Tagung bot auch die Gelegenheit, die Villa Mylius-Vigoni nach dem Abschluß der Restaurierungsarbeiten offiziell einzuweihen. Die Veranstaltung hat die Funktion unterstrichen, die das Deutsch-Italienische Zentrum bei der Schaffung eines europäischen Universitätssystems wahrgenommen hat und weiterhin wahrnehmen will. Denn im Rahmen dieses Prozesses kann sich die "vertiefte Zusammenarbeit" zwischen Italien und Deutschland als wichtiger Impulsgeber, aber auch als interessantes "Versuchs"-Terrain erweisen.

Wie bei anderen Gelegenheiten wurden auch bei dieser Tagung einige große Entwicklungslinien deutlich. Ein Partnerschafts-Netz aus Universitäten und Institutionen ist entstanden, um auch über die konkrete Veranstaltung hinaus Einzelfragen vertiefen und Strategien ausprobieren zu können. Ein Themenschwerpunkt von *Campus Europa* wird bei der im April diesen Jahres anstehenden Tagung über *Die Rolle des Telelearning: europäische Erfahrungen* erneut aufgegriffen. Man kann mit Gewißheit sagen, daß es sich dabei um einen Sektor mit großer Entwicklungsperspektive und hoher Bedeutung für die konkreten Beziehungen innerhalb des europäischen Universitätssystems handelt. Die Tagung bietet die Gelegenheit, die Zusammenarbeit mit der Fernuniversität Hagen und mit dem Arbeitskreis "Fortbildung" der Universitätskanzler der deutschen Universitäten zu vertiefen.

Die Villa Vigoni versteht ihre Veranstaltungen als Foren einer europäischen öffentlichen Meinung zu einzelnen Fragen, die die Schaffung des "europäischen Modells" betreffen. So waren beispielsweise an der Tagung *Das europäische Transport- und Verkehrsnetz und Fragen*

ökologischer Nachhaltigkeit im Alpenraum im November 2001 neben Italien und Deutschland auch Frankreich, Österreich und die Schweiz beteiligt. Schließlich handelte es sich um ein schwieriges, vielschichtiges Problem, das zudem hochaktuell ist, wie sich an den neuesten, im *Weißbuch* zur europäischen Transport- und Verkehrspolitik dokumentierten Richtlinien der EU ablesen läßt.

Damit sich eine europäische öffentliche Meinung herausbildet, die gut informiert und vorurteilsfrei gegenüber den anderen Ländern ist, bedarf es der weltoffenen Bildung und Ausbildung der jungen Forscher, Freiberufler und Manager. Diesem Ziel dienen die *Summer Schools* und ähnliche Initiativen in der Villa Vigoni. Das entsprechende Programm ist in diesem Jahr noch umfangreicher als in den Jahren zuvor. Ende Februar hat, in Zusammenarbeit mit den Universitäten Darmstadt und Ancona, die zweite *Architektur-Akademie* stattgefunden, an der sich die Dozenten und Studenten stets mit besonderem Elan beteiligen. So kam auch in diesem Jahr eine hochkarätige Lehrveranstaltung zustande, bei der es darum ging, einen Wissenschafts- und Technologie-Park in der Bergregion am Comer See zu entwerfen. Die Studenten hatten Gelegenheit, zusammen mit bekannten Vertretern der zeitgenössischen Architektur wie Luigi Snozzi, Cino Zucchi und Stefano Boeri Projekte dazu zu erarbeiten.

Auch in den vergangenen Monaten ergaben sich wieder Gelegenheiten, um die Tätigkeit der Villa Vigoni *extra moenia* vorzustellen. Großen Publikumszulauf verzeichnete beispielsweise der Studientag zur Zweisprachigkeit und zu den deutsch-italienischen Kulturbeziehungen, den Luigi Vittorio Ferraris beim Istituto Italiano di Cultura in München geleitet hat. Hier konnte die Villa Vigoni ihre umfangreichen eigenen Erfahrungen und Forschungsergebnisse beisteuern.

Die Villa Vigoni engagiert sich auf diese Weise immer stärker als Teilnehmer am europäischen Gespräch: Sie greift Leitthemen und Diskussionen aus dem deutsch-italienischen Kulturaustausch auf und bringt sie in den Prozeß der Entstehung einer europäischen Wissenschaftsgesellschaft ein.

Questo numero di Comunicazioni/Mitteilungen ospita alcuni tra i più significativi interventi del Convegno Campus Europa. Problemi

della riforma universitaria e funzione della teledidattica *svoltosi dal 25 al 27 ottobre 2001 alla presenza di Wolf-Michael Catenbusen, sottosegretario presso il BMBF (Ministero federale per l'Istruzione e Ricerca) e dell'Ambasciatore Francesco Aloisi de Lardere, direttore generale per la promozione e la cooperazione culturale del Ministero degli Affari Esteri. Il convegno è stato inoltre l'occasione per l'inaugurazione ufficiale di villa Mylius Vigoni al termine dei lavori di restauro. L'argomento trattato ha contribuito a meglio porre in rilievo la funzione che il Centro italo-tedesco ha svolto e intende svolgere nel processo di costruzione di un sistema universitario europeo, all'interno del quale una 'collaborazione rafforzata' tra Italia e Germania può rivelarsi motivo di stimolo e sperimentazione. L'incontro, come già avvenuto in precedenti occasioni, ha mostrato forte capacità di irradiazione e ha incentivato la creazione di una rete di Università ed Istituzioni partner, mirata ad approfondire – anche oltre il convegno – i problemi affrontati e a sperimentare le strategie delineate. La tematica di Campus Europa è stata così ripresa e sviluppata – in uno dei suoi aspetti – nel convegno nell'aprile 2002 sul tema Il ruolo del telelearning: esperienze europee; questo incontro, approfondimento di un settore in grande sviluppo e di rilevante significato per le stesse concrete relazioni di un sistema universitario europeo, è stato una nuova occasione di collaborazione con la FernUniversität di Hagen e con il gruppo di lavoro per l'aggiornamento dei direttori amministrativi delle Università tedesche (Arbeitskreis "Fortbildung").*

I convegni e le altre manifestazioni realizzati a Villa Vigoni vengono così sempre di più a caratterizzarsi come ideali "forum dell'opinione pubblica europea" sui problemi specifici della costruzione di un modello "europeo". In particolare nel convegno Rete dei trasporti europei, mobilità e sostenibilità ambientale nell'area alpina realizzato a fine novembre 2001, la collaborazione italo-tedesca si è estesa a Francia, Svizzera e Austria per permettere una miglior comprensione di tale complessa e stratificata problematica; si è trattato di una manifestazione di particolare attualità poiché il tema è stato costantemente confrontato con le prospettive delineate in materia dall'Unione europea nel recente Libro bianco dedicato sulla politica dei trasporti.

Per costruire una opinione pubblica europea sempre più informa-

ta e libera da stereotipi e pregiudizi nel giudicare gli altri Paesi è però importante formare una nuova generazione di ricercatori, professionisti, dirigenti. È questo lo scopo principale dalle Summer School e di altre iniziative analoghe. L'offerta che Villa Vigoni intende presentare agli interessati si è nel 2002 ulteriormente arricchita; a fine febbraio, in collaborazione con le Università di Darmstadt e di Ancona, si è tenuta la seconda edizione di una Accademia di Architettura particolarmente vivace e creativa. Si tratta di una esperienza didattica di alto livello formativo sul tema della progettazione di un parco scientifico e tecnologico nell'area montana del lago di Como; particolare interesse hanno avuto le discussioni dei risultati di lavori realizzati tra gli studenti e alcuni prestigiosi protagonisti dell'architettura contemporanea come Luigi Snozzi, Cino Zucchi e Stefano Boeri.

Non sono mancate in questi mesi le occasioni di presentare le attività di Villa Vigoni ad altre sedi; grande affluenza di pubblico ha visto ad esempio la giornata di studio dedicata al bilinguismo e alle relazioni culturali italo-tedesche condotta da Luigi Vittorio Ferraris presso l'Istituto Italiano di Cultura di Monaco. Villa Vigoni ha avuto modo di presentare la ricca esperienza e sperimentazione accumulata in questo campo suscitando grande interesse.

Così il Centro Italo-Tedesco opera sempre più come un pulsante microcosmo in grado di 'catturare' le tendenze più significative che emergono dallo scambio culturale tra i due paesi e di proiettarle nella dimensione di una 'società della conoscenza' europea ancora ai primi passi.

ALDO VENTURELLI

Sehr geehrte Damen und Herren,
Exzellenzen,
ich freue mich, Sie heute an diesem historischen Ort deutsch-italienischer Begegnungen begrüßen zu können.

Das Jahr 2001 markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der Villa Vigoni als deutsch-italienische Begegnungsstätte. Nach der Übernahme des Vermächtnisses des Don Ignazio Vigoni ist es nicht zuletzt dem persönlichen Einsatz des leider verstorbenen ersten Generalsekretärs, Paul Harro Piazzolo, zu verdanken, dass in dem als privaten Anwesen angelegten Komplex allen technischen Schwierigkeiten zum Trotz bereits frühzeitig erste Tagungen stattfinden konnten und dass die Villa in diesem Jahr auf 15 Jahre Programmarbeit als Deutsch-Italienisches Zentrum zurückblicken kann. Mittlerweile hat sich die Villa Vigoni als ein anerkanntes Spitzenforum für den deutsch-italienischen Austausch etabliert, wie nicht zuletzt in der Abschlusserklärung des deutsch-italienischen Gipfels 2000 bestätigt wurde.

Die Arbeit der vergangenen 15 Jahre zeigte aber die Notwendigkeit, aus dem historischen Wohngebäude ein modernen Ansprüchen genügendes Tagungszentrum zu schaffen, ohne die historische Substanz und den einmaligen Charakter der Gebäude zu zerstören. Wie Sie sich selbst überzeugen können, ist es gelungen, dank sorgfältiger Planung und einer innovativen und kreativen Renovierung, die dabei die historische Dimension mit großer Sorgfalt berücksichtigte, die Eleganz und Schönheit aus Mylius' Zeiten zu erhalten und gleichzeitig ein den Anforderungen des 21. Jahrhunderts genügendes Tagungszentrum zu erstellen. Damit ist die Villa Vigoni jetzt gerüstet, ihre Rolle als ein Zentrum für Begegnungen in Wissenschaft, Politik und Kunst in vollem Umfang zu übernehmen.

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, allen an diesem Vorhaben Beteiligten zu danken, stellvertretend für das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Herrn Mausbach, den Architekten und der Baulei-

* Rede des Parlamentarischen Staatssekretärs bei der Bundesministerin für Bildung und Forschung Wolf-Michael Catenhusen anlässlich der Wiedereröffnung der Villa Vigoni am 26. Oktober 2001.

tung für die einmalige und vorbildliche Restaurierung.

Ich danke auch den Präsidenten des Vereins, Herrn Kusch und Prof. Ferraris, Herrn Generalsekretär Prof. Venturelli und den Mitarbeitern der Villa Vigoni für ihre Geduld während der Bauarbeiten und ihren persönlichen Einsatz, der es nicht nur ermöglicht hat, Veranstaltungen trotz der Renovierungsarbeiten durchzuführen, sondern auch jetzt verstärkt durch inhaltlich anspruchsvolle Veranstaltungen den Namen Villa Vigoni bekannt zu machen und der Villa ihr Profil im deutsch-italienischen Verhältnis und bei der Definition der Rolle beider Länder in Europa zu geben.

Mein Dank gilt nicht zuletzt unseren italienischen Partnern, hier vertreten durch Herrn Botschafter Francesco Aloisi de Larderel.

Mit den neuen räumlichen und technischen Voraussetzungen besteht die Chance, aber auch die Notwendigkeit, die Rolle der Villa Vigoni in der deutsch-italienischen wie auch in der europäischen Diskussion neu zu definieren. Dieses Haus bietet die Möglichkeit, grundlegende Fragestellungen abseits des alltäglichen politischen Betriebes zu diskutieren und damit an der Konzeption und am Aufbau des europäischen Modells aktiv mitzuwirken. Die Villa Vigoni kann Fragen des deutsch-italienischen Verhältnisses und der Rolle beider Länder in Europa aufgreifen und in ihren Veranstaltungen langfristige Perspektiven erarbeiten und aufzeigen.

Einen originären Beitrag zum Aufbau der europäischen Wissensgesellschaft kann die Villa Vigoni dabei leisten bei der Aufarbeitung der Funktion immaterieller Werte, wie Flexibilität, Innovation, Kreativität für den europäischen Einigungsprozess – kurz bei der Definition der "Ökonomie des Unökonomischen". Hier bietet sich die Chance, dass die Villa Vigoni über eine kohärente und langfristige Programmplanung einen eigenständigen "europäischen, intellektuellen Mehrwert" schafft und so ihren Beitrag für die Diskussionen um die Schaffung einer europäischen Identität auf den verschiedenen Ebenen leistet. Mit dem Programmkolloquium im März diesen Jahres wurde eine Diskussion begonnen, die Traditionen der Villa Vigoni aufgreift und fortentwickelt und so der Villa Vigoni langfristig eine Rolle als intellektuelles Zukunftslabor für Europa geben wird. Ich wünsche mir, dass dieser Prozess kontinuierlich fortgesetzt wird und so dieses einzigartige Zentrum seine Rol-

le auch inhaltlich verstärkt wahrnehmen kann. Ich wünsche Generalsekretär Professor Venturelli und allen Beteiligten viel Erfolg bei diesem ambitionierten Unternehmen, zu dem ich Ihnen die Unterstützung der Bundesregierung zusagen kann. Die Bundesregierung wird das Ihre tun, um der Villa Vigoni eine langfristige Perspektive zu sichern.

Die Veranstaltung "Campus Europa" ist ein Beispiel, wie die Villa Vigoni Themen europäischer Relevanz aufgreift und ein Forum für den Gedankenaustausch von zukunftssträchtigen Themen bieten kann.

Deutschland und Italien stellen sich – wie die anderen europäischen Staaten – der Herausforderung, die Effizienz und Innovationskraft der Hochschulausbildung und Forschung zu stärken und die wissenschaftlichen Einrichtungen fit zu machen für die Anforderungen der Wissensgesellschaft in einer globalisierten Welt.

Angesichts der zunehmenden weltweiten Verflechtungen und der Entstehung eines weltweiten Bildungsmarktes können wir die traditionellen Stärken unserer Forschung und Lehre am sinnvollsten im europäischen Rahmen deutlich machen.

Die europäische Präsenz auf diesem Weltmarkt der Bildung ist ein wesentlicher Faktor für die wirtschaftliche und technologische Zukunft Europas.

Mit dem Bologna-Prozess als multilateraler Vereinbarung zwischen den mittlerweile 33 Unterzeichnerstaaten ist eine internationale Entwicklung der einzelnen nationalen Universitätssysteme befördert worden, die die europäischen Hochschulen auf die Herausforderungen dieses Bildungsweltmarktes vorbereitet: Möglichkeiten der Schaffung vergleichbarer internationaler Abschlüsse Bachelor und Master, von gemeinsamen europäischen Studienprogrammen und Doppeldiplomierung, weitere Verstärkung des Austauschs von Studierenden und von Lehrpersonal. Hier sind bereits erfreuliche Erfolge und wesentliche Schritte hin zu einem europäischen Hochschulsystem geschehen, das auf den Stärken der nationalen Systeme aufbaut, aber durch grenzüberschreitende Durchlässigkeit und Mobilitäts erleichterung die Attraktivität, Effizienz und internationale Sichtbarkeit der europäischen Hochschul- und Wissenschaftslandschaft insgesamt erhöht. Es sollte unser Ziel sein, auf diesem Weg gemeinsam fortzufahren.

Deutschland und Italien gehören beide zu den Begründern des Bo-

logna-Prozesses mit der Unterzeichnung der Sorbonne-Erklärung. Gemeinsam arbeiten wir nun in der Bologna Preparatory Group zusammen, die die nächste Konferenz in Berlin am 18. und 19. September 2003 vorbereitet. Bei der Vorbereitung der Bildungsministerkonferenz in Berlin wird es um die konkrete inhaltliche Fortentwicklung des Bologna-Prozesses und seine stärkere Verzahnung mit der bildungspolitischen Zusammenarbeit in der EU gehen. Seit dem Prager Kommuniqué ist die Europäische Kommission als Vollmitglied in dieser Zusammenarbeit vertreten, so dass die zwei Prozesse – Zusammenarbeit in der EU nach den Regeln des Amsterdamer EU-Vertrages, multilaterale Zusammenarbeit nach den Vereinbarungen von Bologna und Prag – jetzt besser miteinander verzahnt werden können. Wir brauchen den systematischen Transfer von Ergebnissen, die gezielte Nutzung von EU-Förderinstrumenten und eine aktive Rolle der Gemeinschaft im Prozess, umso mehr als mittelfristig fast alle Teilnehmerstaaten am Bologna-Prozess auch Mitgliedstaaten der EU sein werden.

Zu den Zielen, die wir uns vorgenommen haben, gehört auch die Stärkung des Profils und der Attraktivität Europas im weltweiten Bildungswettbewerb, um als Europäischer Hochschulraum wahrnehmbar und handlungsfähig zu werden. Unerlässlich sind dafür die Transparenz von Curricula und die auch qualitative Vergleichbarkeit von Abschlüssen auf einer gesamteuropäischen Basis, die Förderung der europäischen Zusammenarbeit bei der Qualitätssicherung in der Hochschulausbildung und der Aufbau strategischer Netzwerke – bei Erhalt der staatlichen Verantwortung für den Bereich Hochschulausbildung.

Allerdings gilt auch, dass vor dem Hintergrund eines entstehenden Welt-Bildungsmarktes die notwendige Annäherungen der europäischen Hochschulsysteme nicht den europäischen Reichtum der Vielfalt der Kulturen in ihrem Kernbestand gefährden dürfen.

Deutschland wird seinen Beitrag hierzu leisten.

Ein Ziel der Hochschulreform in Deutschland ist die *Stärkung der Autonomie der Hochschulen*, um so eine Grundlage zu schaffen für eine Profilierung, Differenzierung und für den Wettbewerb der Hochschulen.

Bachelor-Abschlüsse nach einer Studienzeit von drei bis vier Jahren und darauf aufbauende *Master-Abschlüsse* mit einer Studienzeit von

weiteren ein bis zwei Jahren wurden eingeführt. Der HRK wurden im Wintersemester 2000/2001 insgesamt 600 Studiengänge mit den neuen Abschlüssen Bachelor und Master gemeldet.

Die Bundesregierung verfolgt weiterhin die *Stärkung der internationalen Orientierung* von Forschung und Lehre an den Hochschulen. Die Hochschulausbildung soll international vergleichbar, attraktiv und konkurrenzfähig werden und sich so in den sich entwickelnden internationalen Bildungsmarkt einfügen.

Wir sind zur Zeit dabei, ein übergreifendes *Marketing-Konzept* zu entwickeln. Wir wollen die Angebote unserer Forschung und Lehre verbessern und der Nachfrage auf den weltweiten offenen Bildungsmärkten anpassen.

Das *Dienstrecht* an deutschen Hochschulen wird reformiert werden, um die Chancen für junge Akademiker zu stärken und leistungsorientierte und flexiblere Besoldungsstrukturen zu schaffen.

Bei der *Ausbildungsförderung* wurde die Möglichkeit geschaffen, BAföG für ein Studium an Hochschulen in anderen Ländern der EU nach kurzem Einführungsstudium in Deutschland zu nutzen.

Sie werden diese und andere Frage im Laufe der Veranstaltung intensiv diskutieren. Diese Tagung kann einen wertvollen Beitrag für die weitere Diskussion in Europa leisten. "Campus Europa" ist auch eine wichtiger Schritt für die programmatische Entwicklung der Villa Vigoni, mit der die Zukunftsorientierung und europäische Dimension dieses Zentrums unterstrichen wird.

Ich wünsche Ihnen in diesem Sinne viel Erfolg.

WOLF-MICHAEL CATENHUSEN

Premessa

Le università dei nostri due Paesi, come del resto di tutti quelli europei, si trovano oggi a confrontarsi con il profondo cambiamento dei modelli socio-culturali ed economici che si vanno delineando a livello internazionale e che hanno necessariamente i loro riflessi anche sul ruolo stesso dell'istituzione universitaria.

Con la crescente rilevanza della dimensione sovranazionale e l'avvento della società della conoscenza e della comunicazione le università hanno imparato a considerarsi sempre meno come isole autosufficienti e sempre più come strumenti di guida e di crescita della società, affrontando le sfide del mercato mondiale della conoscenza e integrando le proprie attività con quelle di una pluralità di attori, nazionali e internazionali. In tal modo le università vanno via via acquisendo un ruolo di istituzioni guida di una società che pone proprio la conoscenza al centro dei processi sociali e culturali.

In Italia il processo di convergenza europea (nel senso della creazione di uno "spazio europeo dell'istruzione superiore", secondo quanto definito nel quadro del processo di Bologna) ed il concomitante processo di riforma del sistema universitario nazionale sono strettamente legati fra loro e si influenzano a vicenda. In realtà è molto difficile tracciare una linea di demarcazione fra gli sviluppi interni che avrebbero comunque avuto luogo ed i mutamenti avvenuti a seguito dell'impegno sottoscritto a Bologna e confermato a Praga: attualmente il sistema universitario italiano sta introducendo innovazioni che hanno implicazioni a livello sia nazionale che Europeo ed internazionale.

Promuovere l'internazionalizzazione dell'università italiana

In tale contesto, e poiché la spinta verso l'internazionalizzazione dei nostri atenei si fa sempre più forte, la Conferenza dei Rettori delle Università Italiane (CRUI) persegue un'intensa attività per rispondere alle esigenze di coordinamento e confronto, in particolare proponendosi come luogo di discussione di problematiche comuni e come interlocutore nei confronti degli organi competenti (in particolare del Mini-

sterio dell'Istruzione, Università e Ricerca – MIUR – e del Ministero degli Affari Esteri – MAE) e di analoghe istituzioni europee.

I problemi che ancora si presentano alle università che vogliono aprirsi ad una dimensione quantomeno europea sono quelli che anche il processo avviato a Bologna si propone di eliminare nella prospettiva di uno spazio libero e aperto dell'istruzione superiore in Europa. Esistono infatti ancora alcuni ostacoli al sistema di riconoscimento dei titoli, quali la mancanza generale di informazioni precise e accurate (in particolare a seguito dei processi di riforma in atto o attuati da alcuni Paesi); la nascita di nuovi percorsi formativi in risposta all'impatto di mutamenti socio-culturali, tecnologici ed economici; una certa confusione a livello terminologico; e – non da ultimo – anche una certa diffidenza nei confronti di titoli sconosciuti. Nel frattempo, un numero sempre crescente di studenti, laureati e anche professionisti si sposta fra i vari Paesi, chiedendo un riconoscimento dei propri titoli.

La *Convenzione di Lisbona Consiglio d'Europa-UNESCO sul riconoscimento dei titoli di istruzione superiore nella Regione Europa*, firmata a Lisbona nell'aprile 1997, ha visto solo lo scorso 27 settembre la ratifica formale da parte del Governo italiano (d.d.l. "Ratifica ed esecuzione della Convenzione sul riconoscimento dei titoli di studio relativi all'insegnamento superiore nella Regione europea" e norme di adeguamento dell'ordinamento interno). Si tratta di una legge che avrà conseguenze importanti anche per le università, non solo perché facilita la mobilità studentesca, ma anche perché modifica – con effetti notevolmente migliorativi – l'attuale normativa sul riconoscimento dell'equipollenza dei titoli universitari conseguiti all'estero: il compito viene infatti lasciato alle università quando si tratta dell'accesso ai propri corsi di studio (come del resto statuito anche dall'art. 6, comma 6, del DM 509/99, che definisce la nuova architettura degli studi universitari in Italia) ma lo riporta – come è giusto – alle amministrazioni statali competenti quando si tratta di equipollenze necessarie ai fini dell'accesso al pubblico impiego o alle professioni.

Sulla trasparenza dei titoli e dei percorsi universitari è inoltre ancora in fase sperimentale l'adozione del cosiddetto "diploma supplement", un certificato amministrativo supplementare che integra il titolo di studi conseguito dallo studente con la descrizione del curriculum di studi ef-

fettivamente seguito (contiene i dati ufficiali sulla carriera dello studente e descrive la natura, il livello, il contesto e lo status degli studi effettuati).

L'adozione del diploma supplement è prevista nella Convenzione di Lisbona (art. IX.3) e a livello nazionale è stata ripresa anche dal DM 509/99 (art. 11, comma 8). Il DM 30 maggio 2001 "Individuazione dei dati essenziali sulle carriere degli studenti e per il rilascio del certificato di supplemento al diploma" fornisce inoltre lo schema di predisposizione di tale certificato, che dovrà essere rilasciato in edizione bilingue. Al di là dei riferimenti normativi, naturalmente, sarà ora compito delle università adoperarsi per implementare questo nuovo strumento che favorisce la mobilità studentesca e l'accesso a percorsi di studio ulteriori.

Un'altra strada che sta acquisendo importanza crescente è quella dei corsi congiunti, esperienza in notevole incremento in Europa, ma che si rivela ancora debole in assenza di adeguate strutture di riferimento che facilitino i rapporti tra le istituzioni e aiutino a risolvere eventuali problemi di natura giuridica (ancora una volta, sostanzialmente legati al riconoscimento dei titoli). Prova della crescente attenzione verso questo tipo di percorsi formativi è data anche dagli esiti del programma di internazionalizzazione promosso dal Ministero dell'Università, che nella passata edizione (1998/2000) ha visto molti dei progetti selezionati dedicati alla progettazione di corsi congiunti di dottorato e molti di questi proprio con la Germania.

Per promuovere l'adozione di soluzioni concordate a livello europeo o per sperimentare nuove soluzioni, il coordinamento universitario internazionale si avvale anche di intese quadro specifiche tra Conferenze dei Rettori, o analoghe istituzioni di coordinamento universitario, naturalmente con uno sguardo privilegiato all'Europa.

All'interno dell'Unione Europea, la CRUI ha rapporti più stretti con alcuni Paesi, come la Germania, con cui da tempo sono in atto fruttuose attività di partenariato.

Già dal 1990 le due Conferenze si incontrano periodicamente per verificare lo stato della cooperazione interuniversitaria e delineare i temi di maggiore interesse comune; in tale quadro le università dei due Paesi possono attivare convenzioni per le attività congiunte.

Dagli incontri bilaterali degli ultimi due anni, sono emerse notevoli

similitudini tra i sistemi di istruzione superiore nei due Paesi in particolare per quanto riguarda la valutazione, l'adozione del sistema dei crediti e l'introduzione dei nuovi cicli universitari.

Tali convergenze, anche per quanto riguarda le discussioni in corso nei due Paesi tra i soggetti coinvolti nelle politiche universitarie, dimostrano che processi di riforma analoghi sono conseguenza di problemi comuni e che quindi una collaborazione bilaterale più stretta – da concordare e attuare tanto a livello di singole università che di coordinamento degli organismi di rappresentanza dei due sistemi – può servire a individuare soluzioni comuni.

Particolare attenzione è stata dedicata di recente alla possibilità di istituire corsi di studio integrati, grazie sia al già citato programma di internazionalizzazione promosso dal Ministero dell'Università (che ha tra i requisiti di partecipazione proprio la realizzazione di corsi congiunti con rilascio di doppio titolo), sia all'accordo quadro siglato nel novembre 2000 sui dottorati di ricerca in co-tutela.

In tale contesto è stata anche avanzata la proposta di creare un'università virtuale italo-tedesca, sul modello di quella italo-francese, che potrebbe porsi come ombrello per ogni forma di collaborazione e in particolare per lo sviluppo di corsi congiunti in settori di comune interesse. Tale iniziativa, che contribuirebbe a rafforzare il processo di integrazione europea, si inserirebbe inoltre tra i seguiti in attuazione della dichiarazione di Bologna. L'Università italo-tedesca dovrebbe porsi sia funzioni di rafforzamento del network tra atenei italiani e tedeschi, sia di sperimentazione di processi formativi congiunti.

Il ruolo che si propone è, da un lato, stimolare e facilitare i rapporti tra le istituzioni di istruzione superiore dei due Paesi (sviluppando un'attività di rete e mettendo a disposizione competenze manageriali, tecnologiche, formative e scientifiche), dall'altro lato sviluppare in modo naturale le iniziative già realizzate dei doppi titoli, integrando maggiormente i corsi di studio che vengono tenuti presso le università partner.

In tale ottica, l'università italo-tedesca potrebbe concorrere, tra le altre cose, anche a:

- definire programmi comuni e promuovere, in seguito a corsi di studio integrati, il rilascio di doppi titoli di studio e di titoli congiunti (compresi i dottorati);

- fornire assistenza alle istituzioni e organismi universitari dei due Paesi in materia di cooperazione interuniversitaria;
- favorire la partecipazione a tale processo anche di istituzioni di istruzione superiore di altri Paesi europei;
- sperimentare nuove metodologie e tecnologie di insegnamento e apprendimento;
- favorire lo scambio di docenti, studenti e ricercatori.

Superando le comprensibili perplessità che una tale operazione può suscitare, con una chiara progettazione e un'adeguata gestione organizzativa, essa potrebbe rivelarsi elemento strategico della collaborazione universitaria tra i nostri Paesi, nonché costituire un esempio di eccellenza – come l'università italo-francese – nell'obiettivo generale di integrare i sistemi di alta formazione e ricerca dell'Unione Europea.

Il Programma Vigoni

Al fine di intensificare la cooperazione scientifica tra gli atenei di Italia e Germania, già dal 1992 è attivo un programma di scambio, su base progettuale, di gruppi di ricercatori tra università italiane e tedesche. Lo schema del Programma fu proposto in occasione della prima riunione bilaterale tra la CRUI e la Conferenza dei Rettori Tedeschi, tenutasi presso Villa Vigoni nell'ottobre 1990, e sottoposto all'attenzione dei Ministeri di riferimento.

Il Programma – finanziato dal Ministero dell'Università per l'Italia e dal Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD) per la Germania – consiste in scambi bilaterali di docenti e ricercatori, organizzati in gruppi di ricerca, che in questo modo hanno l'opportunità di un primo contatto volto a capire il reciproco interesse e le potenzialità nello sviluppare progetti di ricerca comuni. L'attività di start up così avviata, e rivolta a qualsiasi ambito disciplinare, dovrebbe consentire ai ricercatori di proseguire in seguito l'ambito delle ricerche, anche utilizzando altre fonti di finanziamento.

Il finanziamento, per parte italiana, è di 300 milioni. Per il 2000-2001 sono stati finanziati 68 progetti, mentre per quelli relativi all'anno 2001-2002 il bando è scaduto il 7 ottobre.

Informazioni sul Programma, sui bandi e sui progetti finanziati ven-

gono diffusi anche attraverso il sito Internet della CRUI, che ospita una sezione dedicata ai programmi gestiti dalla CRUI, tra cui anche quelli analoghi con Francia e Gran Bretagna.

L'andamento del programma e l'attenzione che la CRUI vi rivolge è ancora una volta testimonianza dell'importanza della cooperazione accademica – a tutti i livelli – tra i nostri due Paesi, nonché testimonianza del fatto che i tempi sono maturi per dare una svolta di qualità alla vasta gamma di rapporti bilaterali già esistenti.

Il totale di progetti finanziati, infatti, include i nuovi progetti, i rinnovi per una seconda annualità e – in alcuni casi – anche per una terza:

68 progetti finanziati in totale per l'a.a. 2000-2001 (35 nuovi + 29 II° anno + 4 III° anno)

76 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1999-2000 (29 nuovi + 38 II° anno + 9 III° anno)

92 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1998-1999 (45 nuovi + 43 II° anno + 4 III° anno)

118 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1997-1998 (64 nuovi + 43 II° anno + 11 III° anno)

83 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1996-1997 (45 nuovi + 31 II° anno + 7 III° anno)

84 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1995-1996

83 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1994-1995

51 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1993-1994

30 progetti finanziati in totale per l'a.a. 1992-1993

I finanziamenti – erogati dal Ministero per l'Università – sono stati così suddivisi nel corso degli ultimi anni:

programma a.a. 2000-2001: 300 milioni

programma a.a. 1999-2000: 300 milioni

programma a.a. 1998-1999: 273 milioni

programma a.a. 1997-1998: 294,5 milioni

programma a.a. 1996-1997: 274,5 milioni

Conclusioni

Data la sempre crescente spinta all'internazionalizzazione del siste-

ma universitario italiano, così come del resto di molti altri sistemi universitari, la CRUI vede con estremo favore le iniziative di confronto e dibattito sul tema della cooperazione. Tali occasioni sono infatti quelle che consentono di analizzare temi e problemi comuni e di individuare possibili strategie di soluzione in una visione comune tesa all'integrazione delle culture e dei percorsi formativi.

Le università dovrebbero essere sempre più incoraggiate nelle attività di partenariato, e non solo a livello Comunitario, favorendo la partecipazione degli studenti a percorsi formativi che consentano di potenziare una dimensione internazionale della formazione, accelerando la mobilità dei ricercatori, promovendo lo scambio culturale a tutti i livelli.

In questo, il già citato DM 509 del 1999 si muove in sintonia con gli obiettivi tracciati nella dichiarazione di Bologna e confermati al vertice intergovernativo di Praga, in particolare in relazione ai punti tracciati in precedenza: l'architettura del sistema italiano, l'introduzione del sistema di crediti, il sistema di comparabilità e leggibilità dei titoli e l'implementazione del diploma supplement.

La riforma prevede infatti esplicitamente strumenti atti a promuovere la dimensione internazionale delle università, quali la possibilità di rilasciare titoli congiunti con atenei esteri; il riconoscimento dei periodi di studio, dei crediti e dei titoli conseguiti all'estero; la previsione dello studio obbligatorio, valutato in crediti, di almeno una lingua dell'Unione Europea.

Quello che ci si aspetta dalle università è che l'ottica del miglioramento continuo venga assimilata in modo organico e fisiologico, affinché siano pienamente consapevoli del cambiamento in atto e che per ciò divengano sempre più luogo di promozione, innovazione e comunicazione.

Date le premesse e il quadro normativo di riferimento, sarà quindi sempre più facile proseguire il cammino verso la creazione dello "spazio europeo dell'istruzione superiore" e, in esso, stabilire sempre più stretti e proficui legami bilaterali tra sistemi universitari, quali – ad esempio – quello italiano e quello tedesco.

RINALDO BERTOLINO *

* Magnifico Rettore Università di Torino - Comitato di Presidenza CRUI.

1. Einleitung

Wir wollen – im Rahmen der 1. Tagungssektion – über die Internationalisierung des Universitätssystems in Italien und in Deutschland und seine Wettbewerbsfähigkeit im Rahmen des internationalen Bildungsmarktes reden. Ich behandle das Thema vorwiegend aus deutscher Sicht, damit wir ein runderes Bild haben.

Es gibt kaum ein Land im größeren Europa, mit dem Deutschland historisch und traditionell so verwurzelt ist wie mit Italien.

Ich bin kein Historiker und will deshalb gar nicht versuchen, die ganze Argumentationskette von den alten Römern über Karl und Otto den Großen¹ bis hin zu Friedrich II., dem Staufer – den die Italiener schon fast als einen der ihren betrachten und ihm zur 800. Wiederkehr seines Geburtstages im Jahr 1994 mehr Aufmerksamkeit als die Deutschen gewidmet haben² – bis hin in die neuere und jüngste, gewiss auch schwierige und belastete Zeit zu zeichnen. Canaletto hat Dresden in venezianischem Licht gemalt³, und ganze Schulen deutscher Maler haben in Rom versucht, Kunst und Kultur Italiens nicht nur mit ihren Werken, sondern auch mit ihrer Seele aufzunehmen⁴.

Wenn man den Namen Goethe nennt, wird meist auch seine Italienreise erwähnt; sie hat ihn selbst und die nachfolgende deutsche Literatur nachhaltig geprägt⁵.

1. Vgl. die laufende Ausstellung des Europarates: M. Puhle (Hrsg.), *Otto der Große. Magdeburg und Europa*, Magdeburg, 27.08. - 02.12.2001, Kulturhistorisches Museum, Magdeburg (vgl. auch www.ottodergrosse.de).

2. *Federico II e l'Italia. Percorsi, Luoghi, Segni e Strumenti*, Roma 1995; A. Esch und N. Kamp (Hrsg.), *Friedrich II*, Tagung des Historischen Instituts in Rom im Gedenkjahr 1994, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Band 85. (Die Fernsehanstalt WDR brachte vor einigen Jahren im Rahmen einer Geschichtsserie "Vaterland" einen Hauptabschnitt, den sie "Die Hohenstaufen oder die Geburt Europas unter Palmen" titulierte.)

3. F. Löffler, *Bernardo Bellotto genannt Canaletto. Dresden im 18. Jahrhundert*, München, 4. Aufl.

4. *Ein Land der Verbeißung. Julius Schnorr von Carolsfeld zeichnet Italien*, (das sog. "Landschaftsbuch" von J. Schnorr v. C. gehört zu den eindrucksvollsten Zeugnissen romantischer Landschaftszeichnung aus dem Kreis der sog. Nazarener), Dresden, Köln; C. J. Heinrich, *Von Rom nach Rotenburg. Deutsche Zeichner des 18. und 19. Jahrhunderts zwischen Italiensehnsucht, Romantik und Biedermeier. 100 Blätter aus einer Privatsammlung Lübeck*, 1. Auflage 1998; *Künstlerleben in Rom. Bertel Thorvaldsen (1770 - 1844)*, Katalog, Nürnberg, 1991; L. Grote, *Albrecht Dürer - Reisen nach Venedig*, München 1998.

5. *Johann Wolfgang von Goethe. Reise- Tagebuch 1786: Tagebuch der Italienischen Reise für Frau von Stein*, 2 Bände, hrsg. von K. Scheurmann - J. Golz, Rom 1997; *Goethe in Rom. Endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt!*, Katalog, 2 Bänden, hrsg. von K. Scheurmann - U. Bongaerts-Schomer, Rom 1997.

(Goethe wählte während seiner Italienreise das Inkognito eines "pittore Filippo Miller" und trieb in Rom im Kreis der deutschen Künstler seine eigenen Studien; vgl.: P. Maisak, *Johann Wolfgang Goethe - Zeichnungen*, Ditzingen.

Das Hochschulverzeichnis der berühmten Universität Bologna weist schon vor fast 500 Jahren die Matrikel vieler deutscher Studierender auf⁶.

Die Italiensehnsucht vieler Deutscher ist bis in die Neuzeit ungebrochen; sie taucht in Plakatwettbewerben deutscher Studierender ebenso auf wie in einer kurios-schönen Geschichte, die sich in der früheren DDR kurz vor der Wiedervereinigung ereignet hat und die ich Ihnen zum Schluss dieser kurzen Einleitung nicht vorenthalten will.

"In Verzweiflung über die Unmöglichkeit, eine Reise nach Italien zu erlangen", so schrieb der Mecklenburger Gastronom Paul Gompitz am 8. Juni 1988 an den stellvertretenden Staatsratsvorsitzenden der DDR, "müsse er leider illegal die Republik verlassen". So begann eine der spektakulärsten Republikfluchten, die den Rostocker in seiner Einmann-Segeljolle von Hiddensee auf Rügen in nächtlicher Flucht über die Ostsee nach Dänemark führte. Gompitz wollte es unbedingt seinem sächsischen Landsmann Gottfried Seume nachtun, der 1802 seinen "Spaziergang nach Syrakus" unternommen hatte. "Das wollte ich nachmachen, das habe ich als mein Menschenrecht angesehen." Gompitz kehrte nach Abschluss seiner "Bildungs- und Pilgerreise" im Oktober 1988 in die DDR zurück und kam ohne Strafverfahren davon⁷.

2. Ausgangslage im Hochschulbereich

Unter Berücksichtigung wechselseitiger allgemein-gesellschaftlicher Einschätzungen⁸ kommt es für unser Thema natürlich vor allem auf die Situation im Hochschulbereich und deren Herausforderungen und Entwicklungsperspektiven an.

Hochschulen schließt dabei bei mir natürlich auch unsere "Universities for applied Sciences" (Fachhochschulen) mit ein. Die Ausgangs-

6. M. L. Accorsi, *La Matricola. Die Matrikel 1573-1602, 1707-1727*, Natio germanica Bononiae I, Bologna 1999.

7. zitiert nach J. Petersen, *Italienbilder - Deutschlandbilder. Gesammelte Aufsätze*, Köln 1999, S. 288. (J. Petersen ist profunder Italienerkenner und war langjähriger stellvertretender Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Im Zitat habe ich nur den richtigen Namen des Italien-Abenteurers Paul Gompitz eingefügt, den Jens Petersen aus Versehen mit Klaus Müller angibt; vgl. auch F. C. Delius, *Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus*, Hamburg, 1995; J. G. Seume, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, herausgegeben und kommentiert von A. Meier, München 1997.

8. A. Bolaffi, *Die schrecklichen Deutschen. Eine merkwürdige Liebeserklärung*, Berlin 1995.

lage unter deutsch-italienischen Gesichtspunkten ließe sich vielleicht in aller Kürze wie folgt skizzieren:

- Die Hochschulbeziehungen sind gut, es gibt 957 bei der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) registrierte Hochschulkooperationen⁹. Der Umfang der Kooperationsbeziehungen liegt damit etwa gleich auf wie mit den USA; mit Frankreich, England und Spanien gibt es mehr Kooperationsbeziehungen.
- Seit 1996 gibt es ein deutsch-italienisches Abkommen zur gegenseitigen Anerkennung akademischer Titel. Es erleichtert den Studentenaustausch und die Vergabe "binationaler" Titel.
- Es gibt derzeit 6 integrierte deutsch-italienische Studiengänge mit Doppelabschluss, das ist – z. B. im Vergleich zu deutsch-französischen Studiengängen (87) – noch zu wenig. Wichtige Fächer im Bereich neue Technologien, Ingenieurwissenschaften, Medizinwissenschaften sind unterrepräsentiert.
- Es gibt über 70 Italianistik-Studiengänge in Deutschland, denen jedoch meist noch eine inhaltlich-strukturelle Ausrichtung nach modernen internationalen Anforderungen fehlt (Modularisierung, Verwendung des ECTS-Systems, Bachelor-/Master-Struktur).
- Es gibt fortgeschrittene Pläne für mehrere europäische Graduiertenkollegs
- Die Bilanz der Austauschmaßnahmen, die über den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) laufen, lautet im akademischen Jahr 2001/2002: 107 italienische Geförderte nach Deutschland aus einer Bewerberzahl von 273, 197 deutsche Geförderte nach Italien aus einer Bewerberzahl von 506.
- Ab dem Wintersemester 2001/2002 gibt es insgesamt 10 DAAD-Lektorate in Italien, drei mehr als bisher.
- Es gibt eine intensive und konstruktive Zusammenarbeit zwischen der italienischen Rektorenkonferenz (CRUI) und der deutschen Rektorenkonferenz (HRK).

⁹. vgl. <http://www.hochschulkompass.de> bzw. <http://www.higher-education-compass.de>

3. Perspektiven für die Hochschulen angesichts der Herausforderungen durch die Globalisierung

Beide Länder haben die Zeichen eines entstehenden Welt-Bildungsmarktes erkannt, der durch Globalisierung, weltweite IT-Vernetzung, neue Formen der internationalen Arbeitsteilung auch im "Wissenschaftsbereich" und durch erhöhte Mobilität geschaffen bzw. begünstigt wird.

Dass diese Entwicklungstrends zu einem globalen Bildungsmarkt Realität sind, wird auch dadurch belegt, dass im Rahmen der World Trade Organisation (WTO) derzeit in der neuen Verhandlungsrunde zum General Agreement on Trade in Services (GATS) über die Einbeziehung von **Bildungsdienstleistungen** in die Vereinbarungen zur Liberalisierung des internationalen Handels gesprochen wird. Verhandlungsführer gegenüber der WTO ist dabei die Europäische Union, vertreten durch die Europäische Kommission (und nicht mehr die Mitgliedstaaten selbst)¹⁰.

Italien und Deutschland haben deshalb in den letzten Jahren bereits Reformen im Hochschulbereich durchgeführt bzw. eingeleitet, die das Ziel hatten, die Hochschulen auf neue Anforderungen durch Globalisierung, Internationalisierung und Wettbewerb einzustellen, ihre Autonomie zu verstärken und ihnen größere Spielräume für eigene Profilbildung einzuräumen.

Im Einzelnen wurden dabei – in Deutschland – Rahmenbedingungen verbessert und strukturelle Reformmaßnahmen in Angriff genommen, die mit folgenden Stichworten skizziert werden können:

- hin zu mehr Kompatibilität mit Standards und Strukturen am Weltmarkt, insbesondere bei Studiengängen und Abschlüssen;
- Verstärkung der internationalen Ausrichtung und Einbettung des deutschen Hochschulsystems;

¹⁰. vgl. World Trade Organization (WTO), Council for Trade in Services, Special Session: *Communication from the United States. Higher (Tertiary) Education, Adult Education and Training*, Doc. S/CSS/W/23 vom 18.12.2000; *Communication from New Zealand. Negotiating Proposal for Education Services*, Doc. S/CSS/W/93 vom 26.06.2001; Hermann Horstkotte: "Die Gedanken sind frei", DUZ 17/2001, S. 15. Kleine Anfrage der Abgeordneten Ulrike Flach und Fraktion der FDP: *Bildungssektor als Bestandteil des WTO-Weltbankdelsabkommens über den Dienstleistungssektor (GATS)*, BT-Drs. 14/6975 vom 25.09.2001.

- gesetzliche Verankerung von Leistungsorientierung und Qualitätssicherung im Hochschulrahmengesetz des Bundes und in den (resultierenden) Hochschulgesetzen der Länder;
- Verstärkung der Autonomie der Hochschulen und ihrer Möglichkeiten, selbständig besondere Schwerpunkte in der Profilbildung und im Leistungsspektrum setzen zu können;
- Ausbau des Studenten- und Wissenschaftler austausches und Erleichterung der Mobilität, insbesondere in Europa, aber auch international (neue Zielzahlen: Verdoppelung der Zahl der “echten” ausländischen Studenten von derzeit ca. 7% und Erhöhung der Zahl der deutschen Studierenden, die zumindest einen längeren Studienabschnitt im Ausland verbringen, von derzeit ca. 11% auf 20%¹¹;
- Einführung neuer Qualifizierungswege zum Hochschullehrer mit dem Ziel, dass junge Nachwuchswissenschaftler und Forscher früher als bisher Selbständigkeit und eigene Forschungsmöglichkeiten erreichen können (Reform der Personalstruktur im Hochschulrahmengesetz; Einführung des Juniorprofessors; Dienstrechtsreform für Professoren)¹²;
- deutliche Verbesserung der Ausbildungsförderung für Studierende im Hinblick auf Förderquoten und Umfang der Förderung; Ausdehnung der Förderung auf das Gesamtgebiet der Europäischen Union nach einer Mindeststudienzeit von zwei Semestern in Deutschland¹³;
- Die Nutzung der neuen Medien im Hochschulbereich (“Multimedia”) wird systematisch ausgebaut, mit besonderem Schwerpunkt in der Hochschullehre¹⁴;

11. *Stärkung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit des Studienstandortes Deutschland*, (zweiter) Bericht an die Regierungschefs von Bund und Ländern und gemeinsame Erklärung von Bund und Ländern vom 16.12.1999, BLK-Drs. K 99/57 (ein dritter Bericht wird den Regierungschefs im Dezember 2001 vorgelegt).

12. *Kabinetts beschließt neues Dienstrecht für Professoren. Die Reform sorgt für einen Modernisierungsschub an den Hochschulen*, Pressemitteilung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) Nr. 80/2001 vom 30.05.2001; Gesetzentwurf der Bundesregierung, *Entwurf eines Fünfsten Gesetzes zur Änderung des Hochschulrahmengesetzes und anderer Vorschriften* (5. HRG ÄndG), BT-Drs. 14/6853 vom 31.08.2001; Gesetzentwurf eines Gesetzes zur Reform der Professorenbesoldung (Professorenbesoldungsreformgesetz - ProfBesReformG)“, BT-Drs. 14/6852 vom 31.08.2001

13. Gesetz zur Reform und Verbesserung der Ausbildungsförderung - Ausbildungsförderungsreformgesetz (AföRG) vom 19.03.2001 (BGBl. I S. 390); *Ausbildungsförderung. BAföG, Bildungskredit und Stipendien. Regelungen und Beispiele*, hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Broschüre, Bonn und Berlin, März 2001 (vgl. auch <http://www.bafoeg.bmbf.de>)

14. vgl. Vortrag H. R. Friedrich, *Veränderungen der Hochschulen durch den Einsatz neuer Medien in Lehre*,

- Unterstützung der Hochschulen beim Aufbau einer professionellen Patent- und Verwertungsinfrastruktur;
- Unterstützung der Hochschulen beim Aufbau eines zielgerichteten Marketings (Konzertierte Aktion Marketing; Website “www.campus-germany.de”).

Auf diesen letzten Punkt der Maßnahmen zur Verbesserung der internationalen Position des deutschen Hochschulsystems – ein zielgerichtetes Marketing der deutschen Hochschulen – will ich noch etwas näher eingehen.

4. Das internationale Profil der deutschen Hochschulen im Rahmen der Marketing-Kampagne der deutschen Hochschulen

Das Budget des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) wird im Haushaltsjahr 2002 erstmals die Grenze von 16 Mrd. DM übersteigen und beträgt dann 8,39 Mio. €. Dies bedeutet gegenüber dem Etat von 1998 eine Steigerung um 15,5 Prozent.

Durch die Novelle des Hochschulrahmengesetzes von 1998 und durch die von Ländern und Bund seither eingeleiteten und zum Teil bereits realisierten Reformmaßnahmen, die ich soeben geschildert habe, ist in den letzten Jahren eine neue Dynamik im deutschen Hochschulbereich entstanden.

Symptome und Indikatoren für eine gewisse Aufbruchstimmung im Hochschulbereich, für gestiegene Bereitschaft, sich dem Wettbewerb zu stellen, sich international stärker zu vernetzen und klare Leistungsprofile zu entwickeln, sind unverkennbar:

- in kurzer Zeit – seit 1998 – sind über 1.000 neue Studienprogramme mit international kompatiblen Bachelor-/Master-Abschlüssen auf den Weg gebracht worden¹⁵;
- Damit gehört Deutschland – wie Italien – zu den Ländern in Europa, die am schnellsten die Grundlinien des sog. Bologna-Pro-

Forschung, Weiterbildung und Selbstverwaltung / Überblick über das Förderprogramm Neue Medien im Hochschulbereich des BMBF, Manuskript, Bonn und Havanna, Oktober 2001.

15. Informationsdienst Wissenschaft (idw), *Über 1000 Bachelor- und Masterabschlüsse an deutschen Hochschulen*, Mitteilung vom 16.10.2001, vgl. http://idw-online.de/public/zeige_pm.html?pmid=40150; H. Jahn, *Übersicht über genehmigte Bachelor- und Masterstudiengänge an deutschen Hochschulen*, (Stand: September 2001), pdf-Datei: www.hof.uni-halle.de/institf.htm

zesses “Hin zu einem Europäischen Hochschulraum” umsetzen¹⁶.

- Qualitätssicherung wird – auch als internationaler Qualitätsnachweis – ernst genommen. Es gibt inzwischen einen deutschen Akkreditierungsrat und eine Reihe von Akkreditierungs- bzw. Evaluationsagenturen und eine wachsende europäische Zusammenarbeit in diesem Bereich¹⁷. Bei deutschen Hochschulen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass ein nachweisbar funktionierendes Qualitätssicherungssystem einen Vorteil im internationalen Wettbewerb darstellt. Mit einem ausgebauten – vielleicht sogar europäisch abgestimmten – Qualitätssicherungssystem kann man den GATS-Verhandlungen gelassener entgegensehen und es wird leichter, Studieninteressenten aus dem weltweiten Talentpool anzuziehen oder eigene Studienangebote im Ausland zu vermarkten.

Mit dem Wort “vermarkten” bin ich beim Marketing der Hochschulen, das sie für ein internationales Profil brauchen. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat deshalb zusammen mit Repräsentanten aus der Wirtschaft, Bildung und Forschung eine **Konzertierte Aktion für Internationales Marketing** für den Bildungs- und Forschungsstandort auf den Weg gebracht¹⁸ und finanziert sie mit Sondererlösen aus dem Verkauf von Mobilfunklizenzen (UMTS) als politische Prioritätsentscheidung zugunsten Bildung und Wissenschaft.

Wir wollen im Zusammenwirken aller Verantwortlichen und Akteure die Attraktivität unserer Hochschulen, Berufsbildungsträger und For-

schungszentren weltweit besser zur Geltung bringen. Der Slogan “Hi Potentials! International careers made in Germany” lädt Talente aus aller Welt ein, im “Campus Germany” die Grundlagen für eine erfolgreiche Berufslaufbahn zu erwerben. Hinter der Konzertierte Aktion “Internationales Marketing” stehen folgende Zielsetzungen und Überlegungen:

Es ist ein bildungspolitisches Gebot, die deutschen Begabungsreserven umfassend zu mobilisieren und auszuschöpfen, vor allem, um den Fachkräftemangel im natur- und ingenieurwissenschaftlichen Bereich zu beheben. In Forschung und Lehre wie in der Wirtschaft sind wir aber zunehmend auch auf ausländischen Nachwuchs und ausländische Fachkräfte angewiesen. Daraus ergibt sich eine Bereicherung für Wissenschaft, Wirtschaft und unsere Gesellschaft. Die Einwerbung ausländischer Kompetenz ist jedoch keine Einbahnstraße; auch die deutschen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler wollen und sollen international mobil sein und in anderen Ländern studieren, arbeiten und Erfahrungen sammeln. Wir wollen den Anteil der jungen Menschen in Deutschland mit Auslandserfahrung deshalb in den nächsten Jahren verdoppeln.

Wir müssen unsere Hochschulen, Laboratorien und Weiterbildungseinrichtungen zu Anziehungspunkten für den begabten Nachwuchs und starke Partner aus aller Welt machen; wir wollen ausländische Investoren dazu bewegen, auf Forschung und Entwicklung in Deutschland zu setzen. Dazu ist es nötig,

- offen zu informieren, für unsere Stärken aktiv zu werben, und Deutschland als attraktiven Bildungs- und Forschungsstandort darzustellen,
- unsere Angebote gezielt für den internationalen Wettbewerb attraktiv zu machen und auszubauen, insbesondere Strukturen und Abschlüsse der Aus- und Weiterbildung international vergleichbar zu machen,
- durch ein förderliches Aufenthalts- und Arbeitserlaubnisrecht Nachwuchs- und Fachkräften den Weg in unser Land zu erleichtern,
- auch in anderen Ländern durch Angebote vor Ort präsent zu sein.

16. Hochschulrektorenkonferenz (HRK), *From Bologna to Prague - Reform of Study Programmes and Structures in Germany*, Beiträge zur Hochschulpolitik 9/2001, Bonn, August 2001.

17. Kultusministerkonferenz und Hochschulrektorenkonferenz (Hrsg.), *Neue Studiengänge und Akkreditierung. Beschlüsse und Empfehlungen von Kultusministerkonferenz und Hochschulrektorenkonferenz*, 1. Auflage Bonn, Juli 1999; Geschäftsstelle des Akkreditierungsrates. “Arbeitsbericht”, Bonn, Juli 2001 (vgl. auch <http://www.akkreditierungsrat.de>); Euro Network for Quality Assurance (ENQA), *Follow-up on the Bologna-Declaration: A European quality assurance system*, Material for ENQA General Assembly, 22./23.05.2001 (vgl. auch <http://www.enqa.net>).

18. Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), *BMBF fördert den Export von Studienangeboten deutscher Hochschulen. Bulnabn: Damit wird die Internationalisierung im Hochschulbereich vorangetrieben*“, Pressemitteilung des BMBF Nr. 111/2001 vom 16.07.2001 (vgl. auch <http://www.bmbf.de>); Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK), *Internationales Marketing für den Bildungs- und Forschungsstandort Deutschland. Gemeinsame Initiative von Bund, Ländern, Kommunen, Wissenschaft und Wirtschaft. Aktionsrahmen*, beschlossen in der BLK am 30.10.2000, vgl. <http://www.blk-bonn.de>; H. R. Friedrich, *Marketing als Aufgabe deutscher Hochschulen*, Die Neue Hochschule 1/2001, hlb-Verlag Bonn, S. 7-11.

Für die Realisierung dieser Ziele wird die Marketingkampagne inhaltliche und finanzielle Unterstützung bieten (andere Beiträge werden noch näher auf Einzelheiten eingehen). Die Kampagne erweitert zugleich die Möglichkeiten unserer Hochschulen, mit anderen europäischen Hochschulen im Rahmen strategischer Konzepte zu kooperieren.

5. Ausblick: Ansatzpunkte und Rahmen für eine künftige stärkere Zusammenarbeit zwischen Italien und Deutschland

Zum Schluss will ich noch kurz auf die Rahmen und die Ansatzpunkte eingehen, die für eine europäische, bi- oder multilaterale Zusammenarbeit der Hochschulen zur Verfügung stehen. Aus meiner Sicht sind dies vor allem:

- Die europäische Zusammenarbeit im sog. Bologna-Prozess;
- Die europäische bildungspolitische Zusammenarbeit in der Europäischen Union (und mit den Beitrittskandidaten);
- Kooperationsabsprachen und Projektinitiativen der Hochschulrektorenkonferenzen und der Hochschulen selbst.

In der Bologna-Erklärung¹⁹ sind eine engere europäische Zusammenarbeit und die Verwirklichung eines Europäischen Hochschulraumes bis 2010 ausdrücklich auch unter Berücksichtigung internationaler Herausforderungen und dem Gesichtspunkt der Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit des europäischen Hochschulsystems angelegt.

Diese Ziele müssen jetzt – nach einer grundsätzlichen Bestätigung durch das Kommuniqué von Prag²⁰ – energisch weiter verfolgt und im Hinblick auf grundsätzliche Absprachen und konkrete Fortschritte in den Hauptbereichen Strukturen, Inhalte, Abschlüsse, Qualität und Mobilität fortentwickelt werden. Die Vereinbarungen der jetzt 33 Teilnehmerstaaten des Bologna-Prozesses und die Follow-up-Strukturen, die in Prag geschaffen wurden²¹, bieten dafür eine gute Grundlage.

19. Bekanntmachung der Gemeinsamen Erklärung der Europäischen Bildungsminister vom 19. Juni 1999 in Bologna, *Der Europäische Hochschulraum*, Bundesanzeiger Nr. 185, Jg. 52 vom 29.09.2000, S. 19446.

20. Bekanntmachung der deutschen Fassung des Prager Kommuniqués, *Auf dem Weg zum Europäischen Hochschulraum*, vom 19.05.2001, Bundesanzeiger Nr. 132, Jg. 53 vom 19.07.2001, S. 14862.

21. vgl. Flämisches Hochschul- und Wissenschaftsministerium, *Protokoll des Treffens der Bologna-Follow-up-Gruppe in Brüssel am 13.09.2001*, Brüssel, Dokument vom 27.09.2001.

Die Entwicklungen – z. B. bei den GATS-Verhandlungen – zeigen aber, dass vielleicht noch mehr getan werden muss. Es wäre sicherlich sinnvoll, die Arbeiten im Bologna-Prozess noch systematischer mit der bildungspolitischen Zusammenarbeit im Rahmen der Europäischen Union zu vernetzen. Die Bildungsminister der EU haben inzwischen vereinbart, auf ihren Konferenzen während jeder EU-Präsidentschaft einen Tagesordnungspunkt “Sachstand des Bologna-Prozesses” zu beraten und die vorhandenen europäischen Instrumente zur Unterstützung und zur gegenseitigen Vernetzung zu nutzen.

Es wäre wünschbar, noch einen Schritt weiter zu gehen. Gut ein halbes Jahr nach der Unterzeichnung der Bologna-Erklärung mit der Prägung der politischen Zielformel “Europäischer Hochschulraum” (EAHE) hat die EU-Kommission (Kommissar Busquin) das neue Schlagwort “Europäischer Forschungsraum” (engl. Abkürzung “ERA”) ins Spiel gebracht²².

Da traditionell der Forschungsbereich in der EU eine größere Maschinerie besitzt, mehr Geld und Personal bewegt (und auch mehr Dokumente produziert), kommt inzwischen der “Europäische Forschungsraum” häufiger vor als der “Europäische Hochschulraum”. Da im Forschungsraum aber zum Teil die gleichen Fragen behandelt werden (z. B. Nachwuchswissenschaftler, Mobilität von Forschern), die auch für die Hochschulen essentiell sind, wäre es sinnvoll, auch diese beiden Prozesse stärker miteinander zu verzahnen als bisher. Ich greife damit einen Appell auf, den auch der Generalsekretär der European Science Foundation (ESF), Eric Banda, kürzlich vorgetragen hat. Er hat vorgeschlagen, die European Area of Higher Education und die European Research Area unter dem Dach einer “European Knowledge Area (EKA)” zu vereinigen²³.

Ich glaube, dass die staatliche Ebene der Mitgliedstaaten insbesondere an der Verbesserung der nationalen und europäischen Rahmen-

22. Mitteilung der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen, *Hin zu einem europäischen Forschungsraum*, Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, Januar 2000 (vgl. auch <http://europa.int/comm/research/area>).

23. E. Banda, *Postgraduate education in Europe - some thoughts from a research perspective* in “ESF Communications - the Journal of the European Science Foundation”, Summer 2001 Nr. 43, Straßburg, S. 14-15, (vgl. auch <http://www.esf.org>)

* Ministerialdirektor Abteilungsleiter Hochschulen - Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn.

bedingungen arbeiten sollte. Wenn dies erfolgreich gelingt, wachsen gleichzeitig auch die Möglichkeiten der Hochschulen, aus eigener Initiative weitere Kooperationsprojekte auf den Weg zu bringen. Ein solches Zusammenspiel zwischen Staat und Hochschulen entspricht m. E. auch gut ihrem neuen Verhältnis, das auf mehr Eigenverantwortung, Profilbildung und Autonomie der Hochschulen setzt.

HANS R. FRIEDRICH

IL SISTEMA DELLE DOPPIE LAUREE IN ITALIA E IN GERMANIA

La dichiarazione di Parigi, e la successiva dichiarazione di Bologna, per la creazione di uno spazio comune europeo per la formazione presupponevano tre dimensioni all'interno delle quali si doveva affrontare il problema: l'alta ricerca, la formazione e l'incontro culturale tra le parti. Il sistema delle doppie lauree riassume in sé e rende concreti questi diversi aspetti.

Per quanto riguarda il problema della ricerca, è necessario rilevare che se i rapporti tra Italia e Germania sono stati nel passato molto forti e di grande importanza culturale e scientifica, in seguito l'impatto degli Stati Uniti come potenza *leader*, anche dal punto di vista scientifico, ha spostato il focus. I rapporti tra Italia e Germania sono in realtà rimasti forti, ma passano attraverso la lingua internazionale, l'inglese, e non attraverso il bilinguismo e la conoscenza reciproca, anche perché per la ricerca nel contesto internazionale non è rilevante la lingua che si parla.

Altra cosa è naturalmente il problema dell'incontro culturale tra i popoli. Se l'Europa deve essere un contesto culturale integrato, allora anche la conoscenza delle lingue diventa necessariamente un fattore di grande rilevanza, condizione per la conoscenza delle culture e per l'avvicinamento e la comprensione tra le parti.

La formazione nelle alte professioni è invece il vero e proprio "me-stiere" delle Università: essa coinvolge entrambi gli aspetti esposti sopra, quello dell'alta ricerca, che necessita di una lingua internazionale, e quello connesso all'esercizio della professione in un Paese diverso da quello in cui si è cresciuti. La politica generalmente esercitata in Europa per affrontare questo punto, quella del progetto *Socrates Erasmus*, è stata solo un momento preliminare rispetto all'obiettivo finale, cioè l'ottenimento di titoli che abbiano un riconoscimento professionale. Qualche anno fa l'Università di Trento (così come l'Università di Firenze) ha intrapreso una nuova strategia, ritenendo che bisognasse cambiare il meccanismo di formazione degli studenti, provando ad offrire una formazione completa tramite un titolo doppio e non limitandola ad un soggiorno di sei mesi in una università straniera. Il problema del titolo doppio è molto delicato, perché a monte vi sta la ne-

cessità del riconoscimento da parte del sistema economico della validità del titolo ai fini dell'inserimento professionale nel Paese di accoglienza. La difficoltà si è presentata a causa delle esitazioni da parte degli ordini professionali dei rispettivi Paesi, in particolare quello degli ingegneri, al riconoscimento dei titoli reciproci. Il riconoscimento è però l'elemento che rende possibile il salto qualitativo rispetto al programma *Erasmus*. Se oggi 15 o 20 Università tedesche e italiane riuscissero a fissare dei programmi di riconoscimento comune dei titoli, verrebbe superato uno dei maggiori ostacoli alla libera circolazione in Europa del più importante capitale di cui si possa disporre: la competenza professionale.

L'Università di Trento ha creato doppie lauree con le Università di Brema, Dresda, Eichstätt, Freiberg, Innsbruck in economia, sociologia, ingegneria, lettere e scienze naturali. Ma quale sviluppo futuro hanno questi doppi diplomi? Innanzitutto è sicuramente buona l'impostazione che è stata seguita finora dalla nostra università che consiste nella creazione di una vera e propria rete all'interno della quale i partner dei due Paesi concordano i doppi titoli. Va notato, tuttavia, che in questo momento di transizione vi sono particolari difficoltà dovute alla differente velocità con cui procedono i cambiamenti nei due sistemi universitari. La Germania, ad esempio, sta adottando il nuovo sistema costituito da bachelor + master (il cosiddetto 3+2) con modalità diverse e tempi più prudenti rispetto all'Italia. Saranno dunque necessarie fasi sperimentali con discussioni e accordi tra i partner per poter pervenire a progetti ben integrati.

Tuttavia, la sperimentazione che può essere realizzata fra i partner in modo libero e autonomo, non è ancora sufficiente: per creare delle reti che abbiano consistenza nel tempo e che abbiano quindi un ruolo anche culturale e di ricerca e non solo formativo, vi sono altri problemi da affrontare e altri passi da fare.

Il doppio titolo non deve inserirsi infatti in una struttura chiusa, ma aprirsi alla ricerca, dare dei frutti. È un punto delicato, che coinvolge la tradizione di rapporti con gli Stati Uniti e quindi la pubblicazione in lingua inglese. Creare un contesto europeo di pubblicazione in due lingue non è realistico, ma è percorribile la strada che porta alla creazione di centri di eccellenza tra i due Paesi, nei quali si sfrutta la com-

plementarietà tra le rispettive capacità e competenze. La creazione di centri di alta qualità porta però con sé l'esigenza del riconoscimento formale. L'Università di Trento, per esempio, ha instaurato proficui rapporti col Max-Planck di Tubinga sulla base della complementarietà degli interessi di ricerca.

Si pone a questo punto il problema dei finanziamenti bilaterali, a carico dei due Stati oppure sostenuti dall'Unione Europea, che permettano la crescita di iniziative di ricerca tra il sistema italiano e quello tedesco. La formula che finora si è rivelata vincente nel contesto europeo per realizzare iniziative bilaterali o multilaterali è quella dei consorzi internazionali. Credo che questa strada, che potrebbe vedere come partner le università italiane e tedesche insieme ai centri di ricerca come i Max-Planck, sia quella che ha la più alta probabilità di buona riuscita.

Il ruolo delle università è particolarmente rilevante poiché esse permettono nello stesso tempo di svolgere ricerca in ambiti avanzati e di formare i giovani studiosi nel campo riconoscendone lo status attraverso i doppi titoli (doppie lauree, dottorati congiunti, ecc.). È infatti dai programmi di ricerca avanzati che nascono i dottori di ricerca di alta qualità ed è in quest'ottica che si possono formare le nuove leve di ricercatori e di intellettuali. In sostanza bisogna far sì che i programmi congiunti di dottorato nascano naturalmente tra università partner che hanno forti e comuni legami con la ricerca internazionale.

Lo sviluppo di uno o più consorzi tra i due Paesi richiederà poi necessariamente sussidi, finanziamenti e monitoraggio da parte dei Ministeri e dei Governi dei due Paesi e dell'Unione Europea che, se le attività dei consorzi avranno dimostrato una qualità sufficientemente elevata, mostreranno senza dubbio una concreta volontà di dare sostegno economico.

Se costruiamo dei rapporti bilaterali sulla base della complementarietà e dell'interesse comune nella ricerca anche il problema della lingua si attenua. L'apprendimento della lingua del paese partner è un processo lento e faticoso. L'esperienza di Trento mostra infatti che ci sono pochi studenti che si spostano nell'università straniera, semplicemente perché questo richiede, oltre a una dose molto forte di volontà ed entusiasmo, una conoscenza molto buona della lingua del paese

ospitante. Ma non possiamo creare un sistema che funziona solo per i giovani più entusiasti e coraggiosi. L'uso della lingua franca della ricerca, cioè l'inglese, sarà di sicuro un fattore che faciliterà l'incremento degli scambi.

Al di là degli accordi bilaterali che le università stipulano è tuttavia necessario che ci sia una valutazione della qualità dei risultati che permetta l'emergenza dei centri di qualità, favorendo con priorità e incentivi i processi di ricerca e di formazione; il riconoscimento e il supporto deve essere però fornito lasciando libertà al sistema formativo di muoversi autonomamente.

Tutto ciò implica ulteriori problemi. In primo luogo, se si vuol partire dall'idea di trovare settori di ricerca di alta qualità in cui i partner si trovino a loro agio, dobbiamo tener conto che le agenzie nazionali non finanziano "a pioggia", ma per grandi progetti. Poiché tuttavia i grandi progetti non sono in genere identici nei due diversi Stati, e nemmeno coincidono con quelli comunitari, si renderanno necessari il sostegno e la cooperazione da parte dei Ministeri dei due Paesi coinvolti e dell'Unione Europea per trovare più facilmente aree di ricerca finanziate congiuntamente.

In secondo luogo la mobilità, che coinvolge studenti, professori e soprattutto dottorandi, deve essere organizzata a livello profondo e non solo sulla base della logistica. L'accettazione di una cultura diversa e il coinvolgimento culturale sono fattori molto importanti e che vanno migliorati, viste le iniziali difficoltà di inserimento che si possono verificare negli studenti e negli studiosi tedeschi che soggiornano in Italia e in quelli italiani in Germania.

In questo contesto la multimedialità e l'*e-learning* sono ausili molto interessanti, che potranno permettere una migliore conoscenza dell'università nella quale si intende svolgere parte dei propri studi e che renderanno anche più semplici i rapporti tra professori e studenti. L'esistenza di un programma di multimedialità in un settore specifico all'interno di una rete universitaria risolve molti problemi in anticipo, prima che le persone si muovano verso il Paese ospitante. La possibilità di seguire a distanza dei corsi e di migliorare la conoscenza della lingua straniera renderebbe, infatti, più naturale lo scambio.

Nonostante le difficoltà che abbiamo messo in rilievo la creazione

di un consorzio che dia luogo a una rete universitaria italo-tedesca si prospetta come il migliore strumento per accelerare i rapporti scientifici e culturali tra i due Paesi. Creata su basi volontarie e libere, una rete universitaria potrà essere utilizzata dai Governi e dai Ministeri come terreno di sperimentazione e di crescita dei programmi di ricerca e di formazione bilaterali, da incentivare e sostenere nelle aree riconosciute come più importanti. Solo su questa base il sistema dei doppi titoli può risultare davvero efficace e contribuire sensibilmente allo sviluppo e alla ricerca in un contesto europeo.

MASSIMO EGIDI*

* Magnifico Rettore Università di Trento.

CAMPUS EUROPA
ABSCHLUSSERKLÄRUNG DER TAGUNG

DICHIARAZIONE CONCLUSIVA DEL CONVEGNO

Ziel der Tagung "Campus Europa" war die Diskussion über die im Jahr 2000 in Bologna eingeleiteten Reformen zur Schaffung eines europaweit einheitlichen Universitätssystems, – ein Thema, das die für das Jahr 2003 vorgesehene Berliner Tagung vorbereitet, die den Erfolg der innerhalb des Reformprozesses getroffenen Maßnahmen bewerten soll.

Der Reformprozess versteht sich nicht als Umsetzung einer einzigen, "von oben" erlassenen Gesetzgebung, sondern als einen ständigen Konvergenzprozess, an dem verschiedene Einrichtungen teilhaben: europäische Institutionen, nationale Ministerien, Behörden auf nationaler oder regionaler Ebene sowie vor allem die einzelnen Universitäten in voller Eigenverantwortung.

Dabei ist von grundlegender Bedeutung, dass die Konvergenz nicht nur auf formaler, sondern auch auf tatsächlicher Ebene stattfindet: Sie muss dem freien intellektuellen Austausch vor allem einen Raum bieten, in dem die unterschiedlichen akademischen Titel als gleichwertig anerkannt werden, und so den Zugang zu den verschiedenen Berufen und Arbeitsmöglichkeiten ermöglichen. Um dieses Ziel zu erreichen, sind die Anwendung anerkannter Akkreditierungsvorgänge sowie die Ausstellung internationaler Zusatzzertifikate, die die nationalen Diplome ergänzen, unabdingbar.

Um eine tatsächliche Konvergenz zu ermöglichen, müssen die Universitäten eine angemessene Kultur der Gastfreundschaft entwickeln: Studentenwohnheime, Wohnungen für Forscher und Dozenten (nach dem Modell der z.B. von der *Alexander-von-Humboldt-Stiftung* in den neuen Bundesländern geschaffenen Wohnheime), Tutoring-Angebote, eine klare Eingrenzung der Studiendauer sowie effiziente und leicht zugängliche Informationen (z.B. über Internet) sind Faktoren von entscheidender Bedeutung, um die Mobilität von Studenten und Dozenten innerhalb Europas zu fördern und die Attraktivität und die Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Universitäten auf internationaler Ebene zu steigern.

Besondere Aufmerksamkeit muss der Fremdsprachenausbildung und -kompetenz der Studenten zuteil werden, um die Flexibilität der Studenten innerhalb Europas zu gewährleisten. Der Fremdsprachenerwerb muss schon in der Schule einsetzen und sollte sich an den Erfahrungen bilingualer Schulen orientieren. Die Universitäten sollten im Grundstudium einige Lehrveranstaltungen auf englisch anbieten, so dass Fremdsprachenkompetenz ohne Unterbrechung des Studiums der Basisfächer im jeweiligen Studiengang erworben werden kann. Ein experimenteller Wechsel zwischen deutsch, italienisch und "euro-english" in der universitären Didaktik sowie die Einrichtung von besonderen Studiengängen oder von *master*-Abschlüssen in englischer Sprache können einen weiteren wichtigen Beitrag zu einer stärkeren internationalen Verbreitung der deutschen und italienischen Universitäten leisten.

Um diesen schwierigen Aufgaben gerecht werden zu können, müssen die Universitäten spezifische, langfristige Strategien zur Internationalisierung erarbeiten. Die Internationalisierung gewinnt nämlich für die Organisation der Universitäten zunehmend an Bedeutung: Sie steht in engem Zusammenhang mit der Qualität der Didaktik, mit der Garantie der Hochwertigkeit der Forschung ("excellence"), mit der Flexibilität und Mobilität der Studenten und Dozenten. Die Internationalisierungspolitik, die die einzelnen Universitäten eigenverantwortlich verfolgen, muss von den Ministerien und anderen zuständigen Behörden entsprechend unterstützt werden, indem diese in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Universitäten geeignete, koordinierte Marketingstrategien entwickeln, um so eine wirksame internationale Präsenz der eigenen Universitätssysteme zu gewährleisten. Die vom DAAD und von der DFG auf diesem Gebiet erarbeiteten Projekte stellen einen wichtigen Bezugspunkt für die derzeitige Umstrukturierung des italienischen Universitätssystems und für den MIUR (Ministerium für Bildung, Universität und Forschung der Republik Italien) dar.

Angemessene Strategien der Internationalisierung beinhalten die Einrichtung von gemeinsamen Studiengängen mit Doppeldiplom sowie von europäischen Promotionsmöglichkeiten (Graduiertenkollegs). Es ist dringend notwendig, dass sich die hervorragenden Beziehungen zwischen deutschen und italienischen Wissenschaftlern nicht allein auf

die persönliche Ebene beschränken, sondern dass neue Initiativen auf den Gebieten der Forschung und Lehre auch institutionalisiert werden. Deutschland und Italien können seit kurzem auf neue, interessante Erfahrungen bezüglich der Schaffung gemeinsamer Studiengänge und europäischer Promotionen (Graduiertenkollegs) zurückgreifen, aber die Zahl dieser Initiativen bleibt äußerst gering und steht in keinem Verhältnis zur Lebendigkeit und Intensität der wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern.

Eine wirksame Konvergenzpolitik zwischen den Universitätssystemen beider Länder kann zur Entstehung jener Wissensgesellschaft beitragen, die die Europäische Union zu einem ihrer wichtigsten Ziele erklärt hat. Zu diesem Zweck erscheint eine engere Beziehung zwischen dem europäischen Universitätsraum und dem europäischen Forschungsraum wünschenswert, so dass ein gemeinsamer europäischer Wissensraum (*european area of knowledge*) entsteht: Eine verstärkte bilaterale Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Italien in diesem Bereich kann, unterstützt durch einen ständigen Austausch von Erfahrungen, Informationen, *best practices*, wie er z. B. schon während dieser Tagung stattgefunden hat, diesen gemeinsamen europäischen Wissensraum vorbereiten und gewinnbringend erproben.

Die Entstehung eines solchen europäischen Wissensraums kann die internationale Präsenz des europäischen Universitätssystems verstärken; es sind vor allem gerade die facettenreichen kulturellen Traditionen, die sprachliche Vielfalt und die Interkulturalität, die das deutsche und das italienische Universitätssystem für außereuropäischen Studenten und Dozenten attraktiv machen. Um die internationale Präsenz der europäischen Universitäten weiter zu verstärken, ist es hilfreich, "Filialen" oder eigene Forschungs- und Lehrzentren bei Universitäten in den USA oder anderen außereuropäischen Ländern einzurichten. Die Erfahrungen der neu gegründeten deutschen Universität in Kairo, des deutsch-chinesischen Zentrums, der "Regionalbüros" der Universität Bocconi - oder auch, obwohl sie nicht deutsche oder italienische Universitäten betreffen, die Erfahrungen der Universität Amsterdam und ihrer "Filiale" in den USA - zeigen wichtige Möglichkeiten zur Verstärkung der internationalen Präsenz europäischer Universitäten auf.

Einen weiteren wichtigen Beitrag in dieser Hinsicht leistet die Rea-

lisierung des geplanten Deutsch-Italienischen Universitätszentrums, das zur Zeit an der Universität Trient entsteht. Dieses Zentrum, das sich als Konsortium einiger italienischer und deutscher Universitäten versteht, aber auch der Beteiligung anderer Universitäten offensteht, kann vor allem Universitäten beider Länder aufgrund seiner Erfahrungen bei der Schaffung von gemeinsamen Studiengängen mit Doppeldiplom oder von europäischen Promotionen beraten; ebenso kann es als Agentur für Koordinierung und Förderung bei Akkreditierungsvorgängen, bei der Anerkennung der akademischen Abschlüsse oder der Verbreitung der *best-practices* fungieren; desweiteren kann es neue didaktische Methoden erproben, die die Beziehungen zwischen den Universitäten beider Länder fördern; daneben kann es gemeinsame Forschungsprojekte entwerfen und unterstützen oder auch als "virtuelle" Universität geeignete bilaterale Projekte für Telelearning entwickeln. Eine Koordinierung der Tätigkeiten des Deutsch-Italienischen Universitätszentrums Trient mit den vom DAAD und von der DFG unterstützten Projekten zur Internationalisierung sowie mit den von der Villa Vigoni organisierten Nachwuchsinitiativen und Tagungen kann einen entscheidenden Beitrag zur Förderung der Konvergenz des deutschen und italienischen Universitätssystems innerhalb eines gemeinsamen europäischen Wissensraums leisten.

Diese Konvergenz kann desweiteren durch Erfahrungen bereichert werden, die im Rahmen der Umsetzung der vom "Bologna-Prozess" vorgesehenen Maßnahmen gemacht werden - vor allem im Hinblick auf die Umstrukturierung der Studiendauer an allen italienischen Universitäten seit dem akademischen Jahr 2000-2001. Die Zunahme der Neueinschreibungen an einigen italienischen Universitäten signalisiert möglicherweise ein Interesse der Studenten an der Neustrukturierung der Studiengänge, die übrigens einer allgemeinen internationalen Tendenz entspricht. Durch einen kontinuierlichen gewinnbringenden Austausch von Informationen bezüglich der Umsetzung des "Bologna-Prozesses" kann die bilaterale Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern im Bereich der Universitäten und Forschungseinrichtungen weiter intensiviert werden.

Das qualitative Wachstum und die Internationalisierung der Universitätssysteme beider Länder sowie ihre allmähliche Konvergenz sind

zwangsläufig ein entscheidender Faktor auch für wirtschaftliches Wachstum und wirtschaftliche Entwicklung beider Länder; theoretische Modelle und empirische Analysen betonen zunehmend die zentrale Funktion von Investitionen in universitäre Bildung und Forschung für Innovation und Wachstum der Wirtschaft. Diese kulturellen, technologischen und wirtschaftlichen Innovationen können – begleitet von einer stärkeren internationalen Präsenz der Universitäten beider Länder – dazu beitragen, dass die Universitätssysteme beider Länder zu Protagonisten der Internationalisierung und Globalisierung werden, die nicht mehr nur als einfache wirtschaftliche Prozesse zu verstehen sind; sie müssen vielmehr als unersetzliche Grundlage für einen gewinnbringenden, fundierten Dialog zwischen den Kulturen verstanden werden, der auf der gegenseitigen Anerkennung von unterschiedlichen Werten und Völkern beruht.

Il suddetto Convegno italo-tedesco trova la sua collocazione ideale come momento di verifica di quanto seguito alla dichiarazione di Bologna del 2000 in relazione alla costruzione di una Università europea e come preparazione del convegno di Berlino nel 2003, che verificherà lo stato di attuazione di tale processo di costruzione.

Questa costruzione è stata concepita non come l'attuazione di una unica normativa dettata dall'alto, ma come un graduale processo di convergenza, nel quale interagiscono diversi attori: istituzioni europee, ministeri nazionali, autorità regionali e locali e in particolare le singole università europee nella loro piena autonomia.

È fondamentale che tale convergenza non sia solo formale ma sostanziale: essa deve innanzi tutto creare uno spazio di libera circolazione intellettuale, all'interno del quale i diversi titoli di studio rilasciati dalle Università europee siano riconosciuti e permettano l'accesso alle diverse professioni e possibilità di lavoro. A tal fine è importante adottare procedure riconosciute di accreditamento e giungere quanto prima a una certificazione internazionale dei titoli di studio rilasciati dalle Università attraverso specifici supplementi alla documentazione prevista.

Perché questa convergenza sostanziale si realizzi, è necessario che le università sviluppino una adeguata cultura dell'accoglienza: colle-

ge e abitazioni per docenti e ricercatori – sul modello ad esempio di quanto realizzato dalla fondazione Alexander-von-Humboldt nei nuovi Länder, tutoraggio, chiara definizione della durata degli studi, informazioni efficienti e facilmente accessibili anche tramite Internet sono elementi di primaria importanza per assicurare una circolazione europea degli studenti e dei docenti e per rendere attraenti e concorrenziali le università europee sul piano internazionale.

Al fine di assicurare questa circolazione europea degli studenti deve essere dedicata particolare attenzione alla formazione linguistica. Ciò deve realizzarsi già a livello scolastico valorizzando e estendendo l'esperienza delle scuole bilingue. Nei corsi universitari è auspicabile che alcuni corsi nei primi semestri siano svolti in lingua inglese, al fine di permettere una formazione linguistica del paese ospitante senza creare interruzioni nell'apprendimento delle specifiche discipline del corso di studi prescelti. Una sperimentazione attenta dei rapporti tra lingua italiana, lingua tedesca e euroenglish nell'insegnamento universitario, come la diffusione di specifici corsi di studio o master in lingua inglese può fornire un contributo importante a una più elevata diffusione internazionale delle università italiana e tedesche.

Perché le Università possano far fronte a questi compiti impegnativi è utile che esse elaborino specifiche e lungimiranti strategie di internazionalizzazione. L'internazionalizzazione infatti è destinata sempre più ad assumere un peso centrale nella organizzazione delle Università: essa interagisce strettamente con la qualità dell'insegnamento, con il perseguimento dell'eccellenza nella ricerca, con la mobilità e la flessibilità degli studenti e dei docenti. Le politiche di internazionalizzazione perseguite nella loro autonomia dai singoli Atenei devono essere sostenute dai rispettivi Ministeri e dalle altre Autorità competenti, che devono altresì promuovere in accordo con le Università appropriate e coordinate politiche di marketing, al fine di assicurare una incisiva presenza internazionale dei rispettivi sistemi universitari. Gli importanti progetti del DAAD e della DFG in questo campo rappresentano un significativo punto di riferimento nell'attuale fase di ristrutturazione del sistema universitario italiano e del MIUR.

Adeguate strategie di internazionalizzazione presuppongono la creazione di corsi di studio comuni con il conseguimento finale del

doppio titolo di studi e la creazione di dottorati europei. È importante ed urgente che i proficui rapporti tra studiosi italiani e tedeschi non si limitino alle relazioni interpersonali, ma riescano a attivare nuove esperienze didattiche e scientifiche istituzionalizzate. Italia e Germania hanno recentemente realizzato alcune nuove e interessanti esperienze nella creazione di nuovi corsi di studio comuni e di nuovi dottorati europei, ma il numero finora realizzato di tali iniziative resta molto basso e assolutamente sproporzionato rispetto alla vivacità e all'intensità delle relazioni culturali e scientifiche, che intercorrono tra i due Paesi.

Una efficiente politica di convergenza messa in atto dai sistemi universitari dei due Paesi può fornire un contributo importante alla creazione di quella società della conoscenza, che l'Unione Europea ha posto tra i suoi scopi primari. A questo fine appare auspicabile che si crei una interrelazione sempre più stretta tra lo spazio universitario europeo e lo spazio europeo della ricerca in un comune spazio europeo della conoscenza: una collaborazione rafforzata tra Italia e Germania in questo ambito, così come un continuo scambio di esperienze, informazioni, best practices, quale quello realizzato in occasione di questo convegno, può fornire una proficua sperimentazione e anticipazione di questa comune area europea della conoscenza.

La creazione di questa area europea della conoscenza può rafforzare la presenza internazionale del sistema universitario europeo; in particolare proprio la molteplicità di tradizioni storiche, la polivalenza linguistica, l'interculturalità possono divenire elementi di attrazione di studenti e docenti extraeuropei verso i sistemi universitari italiani e tedeschi. Per rafforzare questa presenza internazionale può risultare utile la creazione da parte di università europee di filiali o propri centri didattici e di ricerca presso Atenei statunitensi o di altri paesi extraeuropei. Le esperienze della nuova Università tedesca creata al Cairo, del Centro cinese-tedesco, degli uffici regionali della Università Bocconi – o, pur non riguardando Italia e Germania, le esperienze della Università di Amsterdam e della propria sede statunitense – possono indicare importanti possibilità di sperimentazione per questa più incisiva presenza internazionale del sistema universitario europeo.

Un contributo importante in questa direzione può altresì venire dalla realizzazione del progettato Centro Universitario Italo-Tedesco, elaborato attualmente dalla Università di Trento. Questo Centro, che sorge come consorzio di alcune università italiane e tedesche, aperto ad ulteriori partecipazioni, può innanzi tutto mettere a disposizione delle altre Università dei due Paesi la propria esperienza nella creazione e realizzazione di corsi di studio comuni con il reciproco riconoscimento dei titoli di studio conseguiti e di dottorati europei; può fungere da Agenzia di coordinamento e promozione in materia di accreditamento, riconoscimento dei titoli, diffusione di best practices; può elaborare metodologie didattiche innovative, tese a incentivare le relazioni tra le Università dei due Paesi; può promuovere iniziative e progetti comuni di ricerca; può assumere la funzione di Università virtuale in particolare attraverso la realizzazione di adeguate iniziative bilaterali di teledidattica. Il coordinamento delle attività del Centro Universitario Italo-Tedesco con i progetti di internazionalizzazione sostenuti dal DAAD e dalla DFG e con le iniziative formative e convegnistiche organizzate da Villa Vigoni può arrecare un impulso e una incentivazione significative alla convergenza tra i sistemi universitari italiani e tedeschi all'interno di una comune area europea della conoscenza.

Tale convergenza può inoltre essere arricchita dalle esperienze, che l'attuazione delle misure previste dal "processo di Bologna" – con particolare riguardo alla durata dei diversi livelli di studio – verrà realizzata dalle Università italiane a partire dall'anno accademico 2000-2001. La tendenza a un aumento delle iscrizioni universitarie, che si registra in alcuni Atenei, sembra indicare un interesse da parte degli utenti di questa nuova articolazione della durata degli studi, che risponde peraltro a una tendenza internazionale ormai generalizzata. Uno scambio proficuo e continuo di informazioni su questa attuazione del "processo di Bologna" può arrecare un contributo importante alla collaborazione rafforzata tra i due Paesi nell'ambito delle istituzioni universitarie e di ricerca.

La crescita qualitativa e l'internazionalizzazione dei sistemi universitari dei due Paesi e la loro graduale convergenza devono essere considerati un fattore di primaria importanza nella crescita e nello

sviluppo economico dei due Paesi; modelli teorici e analisi empiriche sottolineano sempre più il ruolo centrale che gli investimenti effettuati nella formazione universitaria e nella ricerca hanno per la crescita e l'innovazione dell'economia. Questa innovazione culturale, tecnologica e economica, insieme a una incisiva presenza internazionale dei sistemi universitari dei due Paesi, può infine contribuire a rendere i sistemi universitari dei due Paesi protagonisti di una internazionalizzazione e globalizzazione intesa non solo come semplice processo economico, ma come occasione insostituibile per un solido e proficuo dialogo tra culture, fondato sul reciproco rispetto di valori e popoli diversi.

Ich möchte das Thema meines Vortrags etwas enger fassen als im Titel angegeben. Nachdem ich mit acht Autorinnen über ihre Vorstellungen einer möglichen Zukunft gesprochen habe, würde ich folgende Überschrift bevorzugen: *Zukunft – acht Absagen*. Literatur, Schreiben und das Entwerfen von Zukunftsmodellen schien im Jahr 2000 keine besondere Konjunktur zu haben – obwohl sonst alle vom neuen Millennium sprachen. Das war noch vor kurzem etwas anders: in den siebziger Jahren entwarfen viele Autoren und Autorinnen Bilder von einer anderen, besseren Welt – man denke nur an Christa Wolfs *Kassandra*, die zwar untergeht, aber mit der Perspektive eines dritten Weges. Kritik ja – Verweigerung nein.

Jetzt: Zukunft – acht Absagen. K/eine Frage für Literaten? Es ist ein einigermaßen merkwürdiges Phänomen, auf das ich aufmerksam machen will. Denn eigentlich hat – hatte – Literatur und Zukunftsdenken lange Zeit sehr viel miteinander zu tun: Francis Bacons Utopie *Nova Atlantis* (1627), Thomas Morus' *Utopia* (1516), Campanellas *Città del sole* (1623).

Ein gigantisches Zukunftsprojekt ist natürlich auch das Denkmodell "Aufklärung" des 18. Jahrhunderts. Man zerlegt komplexe, unlösbar erscheinende Probleme systematisch in Teilschritte immer kleinerer Art und arbeitet sich an eine bessere Zukunft in Etappen heran. Der Fokus Zukunft wird Notwendigkeit.

In seiner Studie *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (1979) spricht Reinhart Koselleck von der Asymmetrie zwischen Erfahrung einerseits, Erwartung zum anderen und vom faktischen Auseinanderdriften des Raumes der Erfahrung und des Horizonts der Erwartung. Es gehört zu den entscheidenden inhärenten Abmachungen einer Gesellschaft, wie und inwieweit man bereit ist, diese Asymmetrie wahrzunehmen und auf welche Formel ihrer Interpretation man sich einigt. Im 18. Jahrhundert zum Beispiel wurde es geradezu zur Regel, dass alle negative Erfahrung *kein* Einwand gegen eine *positive* Anders-

* Dieser Vortrag wurde bei der *Summer School* "Zukunft und Zeitbewußtsein in der deutschen und der italienischen Kultur" gehalten; andere Beiträge für die *Summer School* sind im Heft 2001/2 der "Comunicazioni / Mitteilungen" erschienen.

artigkeit der Zukunft sein *darf*. In seiner berühmten Jenenser Antrittsrede *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte* spricht Schiller, zwei Monate vor Ausbruch der Französischen Revolution, davon, dass "Friede", "Liebe" und "Wohlstand" für die gegenwärtige Situation kennzeichnend seien und sich "die europäische Staatengesellschaft in eine große Familie" zu verwandeln im Begriff sei. Schillers Blindheit vor und Kants nach der Revolution und der Terreur – in Königsberg sprach man davon, dass die "Belehrung durch (grausame) Erfahrung ein dauerhaftes Fortschreiten zum Besseren" garantiere – sind das Resultat derselben idealistischen Denkfigur, die fast alle größeren deutschen Denker reproduzieren sollten und deren Spätfolgen man bis in die Jahre des Wirtschaftswunders, der Philosophie eines Ernst Bloch und (als intellektuelle Endmoräne) in jeder Neujahrsansprache noch immer wahrnehmen kann.

Im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert wird die Situation insofern komplizierter, als sich die Schere zwischen Zukunfts-Erwartungen (Hoffnungen) und Zukunfts-Skepsis (Ängsten) immer weiter zu öffnen beginnt. Etwas, das Voltaires *Candide* freilich bereits im 18. Jahrhundert ahnte: ein gigantisches ideales Gebilde auf blutigen Krücken. Kluge Köpfe im 19. Jahrhundert spürten die Gefahren der auch technischen und ökonomischen Fortschrittsgläubigkeit. Seither gilt Zukunft als Heilsformel oder als Schreckgespenst.

Jules Verne hat sich jedenfalls bereits in seinem frühen Roman *Paris im XX. Jahrhundert* (1860) von der schönen Illusion verabschiedet, das humanistische "proprium" könne erhalten bleiben, wenn das "System" dagegensteht. Das "System", das ist bei Verne noch schlichter gründerzeitlicher Raubtier-Kapitalismus, der jeden "Idealismus" zum Anachronismus werden lässt; Verne in seinem Zukunfts-/Gegenwarts-Buch:

...denn so lautet das Glaubensbekenntnis dieses Jahrhunderts; unter Montaigne sagte man: Was weiß ich; mit Rabelais: Vielleicht; im 19. Jahrhundert: Was macht mir das aus; Heute sagt man: Was bringt das ein?"

Konsequenzen dieses Denkens bereits bei Verne: Systematische Ent-Individualisierung, infolgedessen Eliminierung der Erinnerung, infolgedessen kulturelle Verödung, Pragmatismus, Bildungsgutscheine, wir kennen sie. Wir helfen sogar, sie pro-

fessionell zu beschleunigen. Verne hat weitgehend recht behalten. Das Buch wurde bezeichnenderweise sein einziger Flop. Von da an tauchte oder flog er in weit erfolgreichere Phantasiewelten.

Die Autoren des 20. Jahrhunderts werden in ihren Bestandsaufnahmen noch deutlicher: Gehirnwäsche und emotionale Kontrollsysteme sind an der Tagesordnung, medial gestützt, technisch perfektioniert. Die Diagnosen von Orwell, Huxley, Houellebecq zeichnen ein sehr ähnliches Bild von Menschen, die keine mehr sind. Und – in ihrer reflektiertesten Form – es auch nicht mehr sein wollen. Ich zitiere aus Houellebecqs Buch *Elementarteilchen*, in der eine neue Menschenspezies propagiert wird – wie auch die Vorurteile, auf die ein solches Programm immer noch stößt. Auch noch derzeit, wohl.

Es war auf jeden Fall der erste und jahrelang der einzige radikale Vorschlag.

“Die Menschheit müsse verschwinden; die Menschheit müsse einer neuen geschlechtslosen, unsterblichen Spezies das Leben schenken, die die Individualität, die Trennung und das Werden überwunden hat. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, welche Feindseligkeit ein solches Vorhaben bei den Anhängern der Offenbarungsreligionen auslöste – die jüdische, die christliche und die islamische Religion verdammt diese Arbeiten mit seltener Einhelligkeit als eine schwere Verletzung der Menschenwürde, die auf einer einzigartigen, persönlichen Beziehung zum Schöpfer beruhte. [...] Die Tatsache, dass die traditionellen Anhänger des Humanismus mit radikaler Ablehnung reagierten, ist dagegen erstaunlicher. Selbst wenn uns diese Begriffe heutzutage schwer verständlich erscheinen, darf man nicht vergessen, welche zentrale Bedeutung die Begriffe *individuelle Freiheit*, *Menschenwürde* und *Fortschritt* für die Menschen des materialistischen Zeitalters hatten. [...] Der verschwommene, willkürliche Charakter dieser Begriffe sollte natürlich dazu führen, dass sie nicht die geringste soziale Wirkung hatten – und daher lässt sich die Geschichte der Menschheit vom 15. bis zum 20. Jahrhundert unseres Zeitalters im wesentlichen als die Geschichte einer Auflösung und eines allmählichen Zerfalls charakterisieren; aber dennoch klammerten sich die gebildeten oder halbgebildeten Schichten, die dazu beigetragen hatten, diese Begriffe, so gut es ging, durchzusetzen, besonders heftig an sie [...]”

Verständlicherweise wird im Szenarium dieses Buches mit Huxleys vermeintlicher “Anti-Utopie” in der Art einer Vision umgegangen, und selbst eine rigide Big-Brother-Mentalität wird dabei billigend in Kauf genommen, ja perfektioniert.

Bei Orwell gab es noch organisierte Hass-Programme, bei Houellebecq findet nur noch monokulturelle Gruppenrohheit statt. In der *Schönen Neuen Welt*, die bereits eine sehr unschöne war, musste man sich noch von Staats wegen die Mühe machen, die Literatur, die Sprache und die Erinnerung zu verbieten – die Einsätze im Film <Fahrenheit 451>, die feuerwehrartig ausrückt, um die letzten noch vorhandenen Bücher zu verbrennen, ist ein bizarres Beispiel hierfür –, in den ganz und gar unschönen Welten der Literatur der neunziger Jahre unseres Jahrhunderts hat die Literatur, hat sprachlicher Ausdruck zugleich Hochkonjunktur und Schlussverkaufsmentalität. Dabei ist die Einschätzung der Literaten keineswegs besonders oder gar übertrieben skeptisch, weit eher realistisch. Denn wir sind in der Tat zu Virtuosen des Weghörens und Wegdenkens geworden. Es ist ja nicht wahr, dass nur die Politik oder die Medien versuchen, ein System perfekt aufeinander abgestimmter Kommunikations-*Imitate* oder -Surrogate zu etablieren, deren Ziel es ist, differenzierte, kritische Auseinandersetzung wort- und bildreich zu verhindern. Die Sprache hat generell – ganz im Stil des derzeit reüssierenden Kommunikations-Designs – jene kantenlose Glätte angenommen, jene konsistenzlose semantische Windschlüpfrigkeit, die eine unendliche Reproduzierbarkeit bis hin zur vollständigen Bedeutungslosigkeit sichert. Fast könnte man glauben, wir hätten uns multimedial und unter Einsatz aller erdenklichen Hochtechnologie intern darauf verständigt, uns nicht mehr zu verständigen. Jedenfalls nicht über eine imaginäre Oberflächenhautgrenze hinaus.

Alles ist schneller eingetreten, und alles ist schlimmer wahr geworden. SF-Phantasien hat die Wirklichkeit eingeholt: Medien, Virtualität, mentale Klone, Bioklone, Cyberspace-Sex. Literatur und Zukunftsdenken – in der Moderne zwei Welten, die einander nichts zu sagen haben? Die sich voneinander entfernt haben. Entfremdet. Seit Walter Benjamins Engel der Geschichte blickt die moderne Literatur auf Trümmerlandschaften zerbrochener Ideologien und Utopien: Erinnerung, Gedächtnis, Spurensicherung, Vergangenheitssichtung sind ihre Signatur.

Dem Rückwärtsdialog der Literatur steht der Aufbruchs- und Zukunftsaktivismus der globalen Mächte und der Technologien der Machbarkeit gegenüber. Wenn man genauer hinsieht, zeigt sich freilich, dass auch auf diesen Feldern der Alles-geht-Optimismus der Ma-

cher häufig kurzgriffig und wirklichkeitsfern operiert: mit einer Philosophie der "Befreiung" (der Zukunft von der Vergangenheit / der Vergangenheit von der Zukunft, LETTRE) ist nichts geleistet, im Gegenteil, die Frage insinuiert einen merkwürdigen Antagonismus. Es kann sich nicht darum handeln, sich mittels einer dubiosen "Wir-machen-den-Weg-frei"-Attitüde aus der Umklammerung der Vergangenheit zu befreien, noch die "Zukunft" aufs Gegenwartsmaß zurechtzustutzen. Das Denken in solchen Gegensatzpaaren ebnet die Problematik unzulässig und unnötig ein.

Ich fragte Autorinnen. Keine der Autorinnen, die ich aufforderte, im Mai 2000 im Rahmen der Tübinger Poetik-Dozentur zum Thema *Zukunft! Zukunft!* Stellung zu nehmen, ließ sich auf solche Verkürzungen ein. Keine ließ sich die Begriffe, mit denen man die Abläufe in einen Zeittakt zu bringen und voneinander zu separieren versucht, unterschieben. Im Gegenteil: auf der Suche nach der Wirklichkeit des individuellen Zeit-Gefühls stehen die Terminologien nur im Wege. Also weg mit ihnen; weg auch mit Modellen, die das Ineinanderfließen, die Osmose, den permanenten Austausch, die Ambivalenz, Plurivalenz zwischen den Zeitzonen blockieren: Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft – eine da capo-Musik der endlosen Wiederholungen¹.

BATYA GURS agnostische Exegese zeigt Möglichkeiten und Grenzen auch jedes zyklischen, auf Wiederholung und Wiederkehr zielenden Zeitdenkens. Sehr zu Unrecht, so die alttestamentarisch geschulte Kriminalautorin, würde 'Kohélet' als pessimistischstes Buch der Bibel gesehen, in der die ewige Wiederkehr des Immergleichen beschworen wird – Es gibt eine Zeit... Statt dessen Beruhigung: "Ich habe gedacht, wir haben alles schon gesehen". Der Atem des Wiedererkennens. Alles bleibt, kehrt wieder:

"Alles hat seine Stunde, und eine Zeit ist bestimmt für jedes Vorhaben unter dem Himmel: Eine Zeit geboren zu werden, und eine Zeit zu sterben; eine Zeit zu pflanzen, und eine Zeit, das Gepflanzte auszureißen; eine Zeit zu töten, und eine Zeit zu heilen, eine Zeit, niederzureißen, und eine Zeit, aufzubauen; [...] eine Zeit zu lieben, und eine Zeit zu hassen; eine Zeit des Krieges, und eine Zeit des Friedens.> (Kohélet 3.2) [...] In meinen Augen sind diese Sätze die Essenz der tickenden Uhr [...] Der menschliche Verstand, die Phantasie, die

1. Jürgen Wertheimer (Hrsg.): *Zukunft! Zukunft!*, Tübingen 2000.

Dichtung und die Sprache können den Phänomenen der Zeit die Stirn bieten, auch dem Phänomen des Todes. [...] Denn die Definition des Menschen ist die eines <Lebewesens, das um seinen Tod weiss> [...] Doch anstatt in dauernder Angst vor dem eigenen Tod zu ertrinken, treibt und schwimmt der Mensch auf dem Meer des Todes, singt weiter seine Lieder, bringt Kinder zur Welt und schreibt Bücher..." (S. 19)

Doch das "Ich habe gedacht, wir hätten alles schon gesehen" (*Du sollst nicht begehren*, 1997) kommt im Angesicht der jüngsten Zukunftsängste, die Gur im Schlussteil ihrer Rede artikuliert, jäh an sein Ende: zwischen KZ-Trauma und atomarer Drohung wird der zum Stillstand gebrachte Zeittakt drohend wieder hörbar. Ein schreckliches "but now..." läutet, möglicherweise, ein Finale ohne Erlösung ein, gegen das auch Literatur nichts auszurichten vermag.

War es bei Batya Gur der Blick auf die Zukunft, der die Wahrnehmung der Gegenwart irritierte und Ängste freisetzte, so werden die Gegenwarts- und Zukunftsbilder für Herta Müller durch die Traumatisierungen der totalitären Vergangenheit angereichert. Jedes, auch das unscheinbarste, unschuldigste Element der Gegenwart ist beladen mit "Gepäck" aus der Vergangenheit, jeder Augenblick, jeder Augenschein kann schwindelerregende Rückschau herstellen und einen Schub vergessen geglaubter Ängste auslösen. Jederzeit können die überlebensnotwendigen Trennungen zwischen den Zeitschichten zusammenbrechen und das Individuum in eine "Gegenwart kurz nach meiner Zukunft", in eine Zukunft der Vergangenheit treiben, kann der "Hintersinn" den Sinn verstellen.

"Die Splitter aus der Vergangenheit könnten mir selber nicht so unerhört grell und neu durch die Gegenwart gehen, wenn ich sie seinerzeit, als sie gelebter Augenblick waren, durchschaut hätte. [...] Ich bin bis heute beschämt, wie wenig ich an jeder Gegenwart das Gepäck erkannt habe, das sie mir, sobald sie vergangen war, mitgegeben hat für die Zukunft. Jeden Tag ist man später als gestern dran und früher als morgen. Die großen Schubladen von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft trennen das Ineinander von Zeit, die dem Einzelnen ins Leben läuft. [...] Das unterste Ausmaß behauptet sich im Schädel. Es feilscht mit der Gegenwart genau um das, was seinerzeit des Tuns nicht nötig und der Rede nicht wert gewesen ist. [...] Die streunende Vergangenheit tritt nicht chronologisch in die Gegenwart. Lange Zurückliegendes kann kürzere Vergangenheit als unlängst Gewesenes sein. Ich könnte sagen: Ich treffe meine Vergangenheit in der Gegenwart seit meiner Zukunft [...]" (S. 29)

“Je genauer ich Gegenwart betrachte, umso mehr eignet sie sich als Paradigma für Vergangenes. Nur ohne Gegenwart könnte ich im Kopf ohne Vergangenheit sein. [...] Ab wann ist das Erlebte Vergangenheit? Ab wann heißt das Kommende Zukunft? [...] Mit dem Thema des schwäbischen Dorfes war ich in meiner Vergangenheit und Gegenwart meiner Eltern. Sie hatten mich wegen meiner Zukunft in die Stadtschule geschickt. Meine Zukunft kostete ihre Gegenwart viel Geld. Da ich aus einem Haus ohne ein einziges Buch kam, wurde mein Schreiben über meine Vergangenheit und gegen ihre Gegenwart nur möglich, indem sie sich das Geld für meine Zukunft vom Mund absparten. Wie bei den Nachthemen gehen von Anfang an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durcheinander.” (S. 37)

“Vergangenheit, das ist die Zuspitzung der Gegenwart durch die Einsicht, dass sich das Leben weniger durch den Kopf und die Hände als durch die Füße und Gegenstände ändern lässt. Und dass sich das auch in der Zukunft nicht ändert. Zukunft, das wird wiederum die Zuspitzung einer gewissen Gegenwart. Wieviel Gepäck sie für später enthält, weiß ich heute noch nicht.” (S. 39)

Barbara Honigmann

“Aber ich werde und kann nicht über *die* oder *eine Zukunft* sprechen, weil ich mit meinen Gedanken noch lange hinterherhinke und noch immer fassungslos in die Vergangenheit schaue, [...] und deshalb gar nicht erst versuche, in die Zukunft zu sehen. Wenn ich ehrlich bin, interessiert mich die Zukunft überhaupt nicht [...] Ich habe auch noch keine innere oder äußere Stimme gehört, die mich zu einer Prophetie berufen hätte, eine Stimme, gegen die sich die echten unter den Propheten voller Bestürzung mit Händen und Füßen gewehrt haben.” (S. 113)

“Ich erinnere mich also an Glückel, an Rabel und an Anne Frank, drei jüdische Frauen aus drei Jahrhunderten. Im 18. Jahrhundert – Juden am Rande, im 19. Jahrhundert – Juden im Halboffenen, im 20. Jahrhundert – Juden raus.

Ich habe sie also gesucht, weil ich wissen wollte, ob sie mir ähnlich sind, ob wir noch etwas gemeinsam haben, ob ich vielleicht auch zu dieser “ganz kleinen Literatur” des Randes, der unkomfortablen Randposition gehöre; [...]

Eigentlich bin ich ja, ohne es richtig zu merken, Schriftstellerin geworden, ich hatte mir das nie vorgenommen, das Schreiben hat sich vielmehr in mein Leben eingeschlichen und es dann begleitet, meine Ehe, meine beiden Schwangerschaften und das Familienleben, in dem die auseinanderstrebenden Kräfte zu mehr als einem Kompromiss zusammengefügt werden müssen und, ähnlich wie beim Schreiben, künstlich eine <natürliche> Ordnung geschaffen wird.” (S. 131)

Dubravka Ugrešić

“Wer sich als Schriftsteller darauf einlässt, über die Zukunft zu schreiben, nimmt bewusst in Kauf, eines Tages zur komischen Figur zu werden, einer noch komischeren Figur, als er ohnehin schon ist. [...] Selbst wenn sich Vorhersagen als richtig erweisen, kann ihr Autor darüber wenig Genugtuung empfinden. Entweder er ist bereits tot, wenn sie eintreffen, oder er ruht für immer im Boden des Trivialen. Meistens beides. Auf einer allgemeinen Wertskala nimmt nämlich die Gegenwart den ersten Platz, die Vergangenheit den zweiten und die Zukunft den niedrigsten, den trivialen Platz ein. [...] Das Unbehagen resultiert vor allem aus der Kompromittierung des Begriffs der Zukunft. Kompromittiert haben ihn Utopien, die sich [...] zu oft genau in ihrem Gegenteil verwirklicht haben. Diskreditiert bis auf den Grund haben die Zukunft weiter die Führer der Völker, die Diktatoren und Verbrecher, die in ihrem Namen, im Namen der Zukunft, Verbrechen begangen haben. [...] Heute, wo wir in den Ruinen utopischer Systeme herumkriechen [...], ist uns die Zukunft irgendwie abhanden kommen. [...] Es ist, als ob die Zukunft nicht mehr unter uns weilte. Ich gehöre einer Generation an, die ernsthaft daran glaubte, dass sie auf den Mond fliegen würde. [...] Meine gesamte sozialistische Kindheit war erfüllt vom Glauben an eine <leuchtende Zukunft>. [...] Meine Zukunft hat sich ereignet und ereignet sich noch. [...]” (S. 41 f.)

“Der Markt ist es, und es sind nicht die Konservativisten, die Elitisten und Kulturpessimisten, die über Trends entscheiden und literarischen Geschmack kreieren. [...] Manchmal scheint es, dass wir die umgekehrte Antiutopie von Ray Bradburys *Fahrenheit 451* durchleben, geschrieben übrigens vor fünfzig Jahren. In Bradburys Roman wird eine repressive Gesellschaft des Glücks beschrieben, sediert mit Pillen und dem Fernsehschirm, eine Gesellschaft, in der das Buch verboten ist, eine Gesellschaft der Bücherverbrenner. Wir dagegen leben in einer Welt, die in einen glänzenden riesigen Buchladen verwandelt ist, wo Bücher mit der peppigen Sprache der Coca-Cola-Werbung angepriesen werden, und wo Informationen über Bücher, wie auch die Möglichkeit, sie zu kaufen, jedem nach einem Fingerdruck auf eine Keyboardtaste offen stehen. [...] Die literarische Gegenwart zeigt deutliche Zeichen, dass wir uns auf dem Wege befinden zur <golden future in which there is no longer any difference between what people are told they want and what they think they want>.” (S. 52 f.)

Alissa Walser

“Jetzt endlich: Jetzt kann ich mir gut vorstellen, dass es eine Zukunft geben wird, etwas, an dem ich nicht teilhaben werde. Und diese Vorstellung ist mir, zumindest aus der jetzigen Perspektive, sogar angenehm. [...] Das Wort Zukunft lässt mich also an eine Art Menschen denken, die leben, wenn ich nicht mehr bin. [...] Merkwürdigerweise übertrage ich meine

Vorstellungen von Zwischenräumlichkeit und vielfältigem Subjekt auf sie, als wären sie meine Wunschkinder. Merkwürdigerweise entwickle ich eine Art mütterliches Gefühl, wenn ich an sie denke. Diese Zukunft macht mich zur Mutter, ohne dass ich dies mit einer allgemeinen Vision erklären könnte. [...] Der Unterschied zwischen biologischer und geschichtlicher Verantwortung. Meine Geschichte hört nicht auf zu sein, wie meine Geschichten nicht aufhören zu sein, und das hat nichts mit der Sucht zu tun, kreativ, in der eigenen Kreation zu überleben. [...] Zwar wirft mich diese Vorstellung sofort auf meine Geschichte zurück, in die Vergangenheit also, doch es ist wenigstens meine eigene. Der Tochter, die nie werden will wie ihre Mutter, steht in diesem Falle immerhin eine Mutter gegenüber, die werden will wie ihre Tochter. Die Tochter, der die mütterlichen Wünsche zerplatzten. Die sich völlig andere Geschichten erzählt. Wie die Geschichte von der Mutter, die keine Tochter in die Welt setzt, weil ihr das Wort, das *Wort Zukunft* überraschend bewusst macht, dass sie ihre, von der allmächtigen Gegenwart ausgehenden Wünsche, nicht in den Ängsten der Zukünftigen wiederzufinden hofft.

Mein Wunsch ist, zugegeben, Dabeisein. Nicht unbedingt in der Mitte. Weniger an den Unfronten. Auch nicht auf der Tribüne. Die Suche nach dem geeigneten Ort führt mich auch am Bildschirm vorbei. Am Bildschirm bin ich dabei. [...]

Meine Wahrnehmung ist sowieso schon gestört, nicht von der Fernbedienung, sondern der Fernsteuerung. Davon gestört, dass ich die Macht von Strukturen über mich wahrnehme.“ (S. 101 ff.)

Yoko Tawada

“Die Gegenwart und die Zukunft bilden zusammen einen Zeitraum. [...] Die Zukunft ist die Zeit nach der Trennung, die Zeit nach dem Tod der Autorin. [...] Es ist erstaunlich, dass dieser Begriff dort, wo es um die Sicherheit geht, etwas Optimistisches ausstrahlen soll, obwohl das, was in der sogenannten Zukunft mit Sicherheit auf uns wartet, der Tod ist. Wie ist es möglich, dass ausgerechnet die Zukunft als Hoffnungsträger verkauft werden kann? [...]“ (S. 61)

“Wir senden einen Text blind in die Zukunft hinein, ohne zu wissen, was mit ihm tatsächlich passieren wird. [...] Vielmehr wächst ein Text in eine unbekannte Zeit hinein, und somit gestaltet er die Zeit mit [...], vielmehr bietet der Text ein Netz, das die Lust am Lesen immer wieder neu aktiviert.

Nicht etwas festhalten, was man jetzt zu besitzen glaubt, sondern in der Gegenwart einen freien Raum entdecken, in dem noch nichts sitzt. Man könnte ihn als Zukunft bezeichnen, man muss es aber nicht. Auf jeden Fall ist es ein Raum und nicht eine Sicherheit, was diese Zukunft braucht.

Eines Tages entdeckte ich das Wort “ich” mitten in dem Wort “Nichts”, also das Nichts ist der Raum, in dem das “ich” wohnt.”

Dominiert bei Tawada ein kreativ-spielerischer Akzent, so lokalisierte Ugrešić ihr Schreiben gleichsam in einem Bermudadreieck der Zeitlichkeit. Unter den Koordinaten einer Wahrnehmungsoptik, in der die “Zukunft als noch nicht geschehene Vergangenheit” erscheint, wird der Verlust der kulturellen Verbindlichkeit zum Menetekel eines umfassenden Wirklichkeitsschwundes: es scheint, als sei mit dem Lebensraum auch die Lebenszeit verloren gegangen. Und als sei mit diesem Verlust auch die Möglichkeit, noch Geschichte wie auch Geschichten zu erzählen, verwirkt: nur mehr als triviale Märchen oder soap-operas sei das Projekt <Zukunft> vermittelbar, “verkaufbar”, denn, so Ugrešić, “money creates taste”. Im Cyberspace wird Zeit nicht mehr erlebt, Erinnerung nicht mehr erfahren, Zukunft nicht mehr entworfen: “Ich bin im Jetzt steckengeblieben”, konstatiert Dubravka Ugrešić 1994.

Anders Yoko Tawada. Aus der *selbstgewählten* Form des Privatexils gestaltet sie eine Lebens- und Arbeitsform, die das Über-Setzen, den immerwährenden Aufbruch und den Zustand des Reisens zum Mittelpunkt hat. Doch auch in ihren Ausführungen zieht nicht so sehr die zeitliche wie die räumliche Situation besondere Aufmerksamkeit auf sich. Das Wort “Zukunft” ist ihr vollends obsolet: Politjargon oder Werbesprache, Hoffnungssymbol oder Heilsbotschaft, – der Begriff verspricht in der Regel mehr, als er hält oder man aushält, denn “das, was in der sogenannten Zukunft mit Sicherheit auf uns wartet, [ist] der Tod”. Mit dem Tod, dem “Tod” des Autors, der Autorin freilich beginnt die Zukunft, die “andere Zeit” des Textes. Denn nun geht der Text seinerseits auf eine Reise, seine Reise in eine Lesezukunft, eine polyvalente Interpretations- und Verstehens- und Verwandlungszukunft.

Vor etwas mehr als zehn Jahren, lange vor der Flut von Millenniums-Beschwörungen, hatte der italienische Autor Italo Calvino in seinen *Sechs Vorschlägen für das nächste Jahrtausend* (1991) eine Bestandsaufnahme dessen gemacht, was Literatur mit den nur ihr eigenen Mitteln in diesem Jahrtausend wird leisten können. Am Ende dieser Bestandsaufnahme schälen sich einige ästhetische und wahrnehmungspsychologische Kategorien heraus, die in vielem vorzubereiten scheinen, was Yoko Tawada, aber auch viele der anderen Autorinnen im Jahr 2000 denken: eine “sternlaubförmige ... Leichtigkeit als Reaktion auf die Schwere des Lebens” gehört ebenso zu Calvino Zukunfts-

musik wie der Rausch einer kybernetischen Schnelligkeit, die nichts mit hochmotorisiertem Geschwindigkeitsrausch zu tun hat, wie auch die Sucht nach einer Bildgenauigkeit, die nicht identisch ist mit Dauerberieselung durch Bilderfluten und medial gefertigte Bebilderungswut. Ziel ist vielmehr die Durchbrechung und Erweiterung des Repertoires der Denkmöglichkeiten in den Bereich des "Hypothetischen, dessen, was nie existiert hat und vielleicht nie existieren wird, aber existiert haben könnte".

Bewegte Simulationsräume einer möglichen Zukunft. Utopien ohne totalitären Anspruch, Zeiträume ohne Zukunftserker, Netzwerke statt Zugseile, Geschichten statt Geschichte, konkrete Wahrnehmung statt Formauflösung - mit mehr oder weniger Euphorie, mehr oder weniger kritischem Bewusstsein, mehr oder weniger politischer Wundtheit: in dieser Sehnsucht nach System-Durchbrechung, nach größerer individueller Präsenz waren sich alle Autorinnen innerlich einig. Bis hin zu der sehr jungen Schweizer Erfolgsautorin Zoë Jenny, die - wie Italo Calvino - von einer gesteigerten Doppelwahrnehmung träumt: blickscharf und im Stillstand in einem Moment, konturlos und rasend beschleunigt im nächsten. Oder wie Alissa Walser, die sich eine Welt gut vorstellen konnte, an der sie keinen Anteil mehr haben würde und dennoch in einer endlosen Figurenserienkette stünde. Oder auch wie Barbara Honigmann, die sich dem Thema Zukunft *expressis verbis* zwar ganz verweigerte, aber so leidenschaftlich von vergangenen jüdischen Frauenleben sprach, dass der Schritt von den anderen zu ihr und von ihr zu kommenden vom Hörer leicht zu vollziehen gewesen sein mag.

Sie alle verzichteten – reflexartig und in Geschlossenheit, ohne Programm – auf Entwürfe, die sich über die Menschen legen. Verzichteten unpräzise auf Terminologien und Modelle, auf Logistik und Philosophie zugunsten der Begreifbarkeit von Wirklichkeit als einziger Kategorie des Sprechens über die Zukunft: wirklichkeitswund, aber wahrnehmungsscharf, desillusioniert, aber nicht am Ende; fragmentarisch und hellstichtig zugleich.

Die Verweigerungen der Autorinnen waren nicht von Ängstlichkeit getragen, und sie sind vor allem auch nicht als Symptome einer neuen Innerlichkeit, einer Flucht in den Subjektivismus zu lesen. Sie sind im Gegenteil als Maßnahmen einer hellwachen Präsenz und Eigenständig-

keit zu sehen, die als politischer Ausdruck verstanden werden muss. Als Abwehrhaltung gegen unscharfe Bildüberflutung, Simplifikationen und mythisierende Überlagerungen. Nicht, dass hier wirklichkeits- und zukunftscheu weggeduckt und weggeduckt werden soll, nicht, dass Technikflucht und "Authentizität" gepredigt werden soll. Doch je absorbierender und stärker der auch gedankliche Sog technologischer Machbarkeit, wissenschaftlicher Omnipotenz und medialer Manipulierbarkeit wird, umso dringlicher wird die Notwendigkeit der Realpräsenz des Daseins und der Dinge und die Frage "nach der Gegenwart kurz nach meiner Zukunft".

Wo alles virtuell zu werden beginnt, ist die Unterscheidungsfähigkeit aufs Äußerste herausgefordert, wo alles unendlich vervielfältigt und reproduziert wird, ist der Blick für die Vielfalt und das einzelne Dasein komplexer und wichtiger denn je. Diesen gilt es zu schulen. Nicht in Blitzkursen, sondern mit Blick und Atem. Und auch mit ein wenig Mut, sich gegen die von den jeweiligen Mehrheiten als undiskutierbar vereinbarte "Wirklichkeit" zu stellen.

Die moderne Hirnforschung lehrt uns einmal mehr, dass wir zu meist nur wahrnehmen, was wir erwarten, nur sehen, was uns nützlich zu sein scheint. In einer Welt, in der uns permanent vorgegeben wird, was wir erwarten sollen und was für uns gut ist, ist die Gefahr des Verkümmerns unserer eigenen Wahrnehmung größer als sie es je, in Zeiten unmittelbarer Präsenz und Erfahrung von "Wirklichkeit" war.

In der neuen Schule der Diktatoren lernt man vor allem dies: die Massen ruhig zu stellen. Sie auf *konsumfreundliche* Art ruhig zu stellen. Die Zeit abzuschalten. So zu tun, als sei alles gut. Als werde alles gut. Man braucht bloß die Augen zuzumachen um zu sehen, dass alles gut ist.

So setze ich an den Schluss ein Bekenntnis; denn es könnte, sollte so sein, dass wir uns nicht davon ablenken und abbringen lassen, sondern voll darauf konzentrieren, statt unsere Energien auf das imaginierte Futur II oder Futur III einer noch unbestimmten Science Fiction-Welt auszurichten, uns auf den Bereich der nahen Zukunft, den Spalt zwischen heute und morgen, den überschaubaren Zwischenraum des Futur I zu konzentrieren, vom *Vorhandenen* auszugehen und zugleich zu fragen: wie werde ich geworden sein?

Also: Achtung Gegenwart, jetzt passiert die Zukunft. Achtung Gegenwart. Jetzt passiert die Vergangenheit. Dass unsere Autorinnen so rabiät um den Primat der *eigenen* Wahrnehmung und Hellsichtigkeit kämpfen, ist kein Zufall, kein egomanischer Rückfall: im Grunde handelt es sich um politische Gesten und Handlungen: politisch im besten Sinne!

Also könnte es so sein/werden, dass nur die Form, der Modus unserer verbalen und emotionalen Kommunikation sich ändern wird und wir in dem Maße kommunizieren, in dem wir konsumieren: Ich kaufe, also bin ich? Die Bestellung als Kairos, der Börsengang als Epiphanie, die Fusion als Vision...? Vieles spricht dafür, dass sich in der schönen Welt des neuen Wa(h)ren-Lebens das eigentliche Gespräch zwischen Anbieter und Kunde(ngruppe) stattfinden wird: eine Art Euro-Platonismus. Und auch die Literatur wird vom Sog dieser neuen Logo-Zentrik des Kultursponsoring erfasst und domestiziert. Im Menschenpark der Zukunft haben nur ästhetische Massen-Unikate, Serien-Klone und eventuell Clowns, Ketten-Marionetten eine Chance: Eine dazupassende Label-Literatur gibt es bereits, die aufs Stichwort Stichworte apportiert (Goetz, Schlinz). Die Richtung, eine Haltung, eigenartige Positionen irritieren, lebensfüllende infantile Zeitvertreibsspiele dominieren. Einzelgänger, Sonderlinge werden abgeschafft und ausgegrenzt. Und doch ist dies die Stunde der Eigen-Artigen, der Un-Artigen.

Denn könnte es so sein und muss es so sein, dass einige übrig bleiben: und es wird auf die Nonkonformisten, die randständigen Außenseiter, Eigenbrötler ankommen. Denn wo fast alle gleichgemacht werden und wo die Systeme immer enger, die Codes immer restringierter werden, genügen Nuancen der Abweichung, um den Rand der Regeln zu überschreiten. Den literarischen Vordenkern unserer neuen Welten war und ist diese Position zu Recht von besonderer Wichtigkeit: bei Verne wird der unbelehrbar-idealistische Michel zwar untergehen, doch durch den gelebten Kontrast seiner ungelenten und auch unlenkbaren und deshalb nun buchstäblich keinen Preis korrumpierbaren, hoffnungslos anachronistischen anderen Wahrnehmung wird der Irrsinn seiner fortschrittssüchtigen Zeitgenossen erkennbar. Auch bei Orwell und Huxley, Lem und selbst noch Houellebecq sind es Randfiguren,

die die Absurdität der zur Norm gewordenen kollektiven Perfektionismus-Norm zur Kenntlichkeit bringen: keine Heroen des Widerstands, lediglich solche, die die eigenen sieben Sinne hartnäckig gegen das Diktat des bequemen Serienkonformismus verteidigen und so den winzigen Spalt zwischen Norm und Abgrund verteidigen: sozusagen im Untergrund und Niemandland verharren und von dorthin dasjenige dokumentieren, was die Fortschrittsdoktrin verbietet: gemischte Gefühle, unproduktive Ideen, unzeitgemäßes Inopportunes, Unlösbares, Grenzüberschreitendes, Unreines, Unbereinigtes. Sie sind zugleich verurteilt zum Untergang wie zur Zeugenschaft. Verschwiegene Stimmführer, verlässlich in ihrer Unzuverlässigkeit, suspekter Garant eines Überlebens jenseits der monokollektiven Zuchtherden: reaktionäre Retter.

Es wird darauf ankommen, wird alles darauf ankommen – gleich in welche technische oder systempolitische Richtungen sich die Trends der nächsten paar Jahrzehnte hinbewegen werden – diesen selbstsüchtigen Querulanten ein wenig mehr Spielraum zu geben. Wir brauchen keine "Direktoren" (Sloterdijk) und keine Machiavellis, keine alten Vor-Denker und keine neuen Eliten, wir brauchen freilich jene Stimmen, die unbeirrbar und unpräntiös den Kampf um ihre reale Präsenz, um *ihr* Da-Sein und So-Sein kreativ und aktiv führen. Auch solche, die den Mut aufbringen, einmal nichts zu machen und vieles zu lassen. Wie es ist.

Dann könnte es vielleicht auch so sein, dies ist mein Szenarium, dass "alles so bleibt, wie es ist." Ein zugegeben auf den ersten Blick nicht gerade faszinierendes, jedoch als tiefes Bedürfnis verankertes Tableau menschlicher Sehnsüchte. Sie kennen es von sich oder aus der Werbung. Meistens wird der Satz "Ich will, dass alles so bleibt wie es ist" oder – in seiner narzisstischen Variante – "Ich will so bleiben, wie ich bin" jungen Damen in den Mund gelegt, die sich so entweder im Kreis harmonischer Menschen in einem Augenblick gehobener Festlichkeit bewegen oder solchen, die in Betrachtung ihres straffen Spiegelbildes in eine weitgehend fettreduzierte Zukunft tänzeln. Beide Szenen beinhalten zeitlose Momente menschlichen Wünschens: den Stillstand der Zeit. Beide weisen insofern weit über ihren kommerziellen Ursprung hinaus, beziehungsweise (um noch einmal auf den Punkt des kommunikativen Konsumismus zu kommen) tauchen als PR-Imagination in

Tiefenstrukturen humaner Befindlichkeit und tragen Wunschbild-Preziosen an die Oberfläche des alltäglichen Da-Seins. Deshalb sollte man den Wunsch nach einer hermetischen Existenz, abgekoppelt von Zeit-Verläufen und Verfalls-Erscheinungen, abgekoppelt gleichsam von Zukunft und Vergangenheit nicht gering veranschlagen.

Die Zukunft, ein Puppenhaus. Wir darin Püppchen, mit geringfügig wechselndem Ausdruck, geschlossen in sich ruhend, im harmonischen Austausch mit sich und den anderen Puppen um sie her: Monaden im Zeitloch, geborgen in der nicht mehr stattfindenden Geschichte. Albtraum oder Traum. Wer wüsste dies so genau zu bestimmen und für andere zu entscheiden. Eines jener Phänomene, bei denen man allzu schnell mit Antworten bei der Hand ist. Wir leiden sozusagen stellvertretend für andere und empören uns für sie. Wie in all jenen Texten, von denen ich sprach, und in denen eine kleine Minderheit von unglücklichen Skeptikern für die überwältigende Masse glücklicher Klone denken, fühlen, rebellieren zu müssen glaubt. Ich möchte auf diesen Widerspruch nur hinweisen. Lösen möchte und kann ich ihn nicht. Wie viel Recht haben die anderen, ein in *meinen* Termini dumpfes, dummes, reduziertes Leben zu führen? Und zu lallen: "ich will so bleiben, wie ich bin". Darf, kann man sich nicht massenweise aus dem, was man sich angewöhnt hat, ein erfülltes Leben zu nennen, verabschieden? Darf man nicht einfach selbstzufrieden so vor sich hin "leben", aus zweiter Hand, ohne Geschichte, endlos, ohne Ziele, ohne Kämpfe, ohne tragische Geschichten?

Ich weiß, dass ich mir selbst zu widersprechen scheine. Ich weiss auch, dass Huxleys "Soma" inzwischen als Imaginationsdroge, als intellektuelles und emotionales Sedativum für Millionen in medialer oder ökonomisch verträglicher Form verabreicht wird. Spannungsabbau, gelassenes Erwarten von nichts, selbstvergessen und in sich ruhend, Stress nur in der Freizeit – warum nur beängstigt uns diese Vorstellung? Vielleicht eben deshalb, weil wir die sogenannte Wirklichkeit noch immer brauchen, um uns an ihr zu stoßen und an diesen Stößen zu spüren, dass wir da sind und weil die Direktoren im Züchtungssalon Zukunft noch nicht so weit sind, wie sie vorgeben. Nachdem ein ganzer Kongress vor einem Jahr das Philosophiekalb umtanzte, und in dessen Sphären und Denkblasenwelt einzudringen versuchte, wäre es mehr

als redundant, noch einmal auf den Menschenpark-Streit zurückzukommen.

Aber lassen Sie mich statt dessen von einem anderen, ganz unspektakulären Blickwinkel aus unsere Fragestellung in Augenschein nehmen. Und eine Frage stellen, nämlich, ob diese ganze leidige Hi-Tech- und Gen-Tech-Debatte nicht ein gigantisches Ablenkungsmanöver sein könnte. Wir blicken derzeit fasziniert auf die schimmernde Seifenblase "Zukunft" und sind dabei blinder, als dies Hegel und Novalis, Wagner und Spengler je waren. Zwar haben auch diese weiß Gott davon gesprochen, dass "kommen muss, was kommen wird", von "Notwendigkeiten" und Wesenheiten und viel von Können, Müssen, Sollen, Werden...(Wagner), von neuen Mythologien, "gemachten Menschen", Super-Sapiens-Wesen als Bewohnern kommender Reiche, von Superlativen des Seins, von Lösungen und Erlösungen aller Arten, von Ich-Zerstörung, Ich-Überwindung, Befreiung vom Tode und dem ewigen Leben. Aber unsere Zukunftsvisionäre treiben das ganze Spiel noch weiter und unterfüttern es, mit pseudo-naturwissenschaftlicher bzw. technokratischer Kompetenz angereichert, bis man gar nicht mehr nachzufragen wagt, und falls man nachfragt, allenfalls eine herablassend schwammige Antwort erhält, die jeden Widerspruch zum Offenbarungseid werden lässt. Faszinierende Körperwelten werden aufgebaut, perfekte Oberflächen hergestellt, Erhabenes hat wieder Konjunktur.

Da aber so viele und so Bedeutende zu wissen scheinen, was sein wird, und das horrend positive oder negative Szenarium der *best new world* bereits ausgemachte Sache zu sein scheint, erübrigt sich zwischenzeitlich kritischer Energieaufwand. Ich halte dies für eine große Gefahr und rate vehement dazu, statt sich im Zukunftssog im großen Stil zu suhlen, die "kleine Zukunft", den Zeitspalt zu besetzen und nicht preiszugeben. Das Lachen der Thrakerin, die den Philosophen auf die Sterne starren und in den Pisspott fallen lässt, könnte uns Zukunfts-Experten sonst verdientermaßen sicher sein. Denn – im Allgemeinen – trifft zu, dass wir stets nur dasjenige in der Zukunft realisieren, was wir in der Gegenwart sehen. Sehen wollen und können.

Günter Grass è noto al grande pubblico come autore tedesco contemporaneo di fama internazionale e di grande prestigio letterario; il premio Nobel conferitogli nell'ottobre 1999, ha rappresentato, a livello mondiale, il riconoscimento del suo impegno e del suo valore artistico nel campo della letteratura. Non così conosciute sono altre doti dell'autore della *Trilogia di Danzica*, quelle cioè espresse nell'ambito delle arti figurative. La mostra itinerante *Günter Grass. Über das Zeichnen und Schreiben*, allestita dal Goethe-Institut, pone in primo piano proprio questa parte integrante della sua attività di artista. Trenta tavole illustrano le opere più significative di Grass pittore, disegnatore e scultore. In Italia la mostra è stata già ospitata in varie città e proseguirà il suo itinerario.

Per comprendere le motivazioni e gli stimoli che hanno portato Grass a intraprendere questo cammino è necessario ripercorrere le tappe più significative della sua biografia e ricostruire la storia della sua famiglia. Nato a Danzica il 16 ottobre 1927, egli ricevette una formazione scolastica nazionalsocialista e una educazione religiosa cattolica; *und aufgewachsen bin ich zwischen / dem Heiligen Geist und Hitlers Bild*, scriverà a tal proposito nella poesia *Kleckerburg*¹. Grass nasce e cresce quindi in una famiglia povera, ma con grande passione e predisposizione per l'arte. Ad esempio due fratelli della madre, dotati di talento artistico, erano morti durante la prima guerra mondiale. Günter Grass ha sempre attribuito grande importanza alla sua famiglia di origini piccolo borghesi all'interno di un contesto contadino, nella quale la madre, donna di grande sensibilità per l'arte, trasmise al figlio questa passione, che il ricordo dei due zii contribuì a rafforzare.

Accanto a questa situazione familiare, si pone la stessa città di Danzica, definita dall'autore come *Quelle meiner Literatur*², – ma potremmo dire anche della sua arte in genere – gli stimoli ottici, acustici e olfattivi che essa ridestava, risvegliarono i suoi interessi per le arti figu-

native prima ancora che per la letteratura. La nostalgia, il bisogno di tornare nella sua città rimase una costante nella vita e nell'opera dell'artista: *Ich muß dahin von dort komme ich...*³. Già all'età di tredici, quattordici anni divenne chiaro a Grass che egli si sarebbe dedicato ad una professione di tipo artistico, pur ignorando ancora in quale ambito: all'epoca, non avrebbe mai pensato di diventare scrittore, piuttosto pittore, scultore o scenografo. Egli afferma a tal proposito: *Eine berufliche Ausbildung konnte ich mir nur im Bereich der bildenden Kunst vorstellen*⁴. Ciononostante a quattordici anni iniziarono i suoi primi tentativi letterari.

Pur con difficoltà economiche i genitori si impegnarono affinché il figlio e la sorella Waltraud potessero frequentare il liceo. Durante questi anni egli ebbe occasione di avvicinarsi alle arti figurative, anche per merito di una giovane insegnante di storia dell'arte. Proprio grazie a lei Grass iniziò a consultare cataloghi raffiguranti quadri di Picasso, Heckel, Kirchner e Barlach; fu il primo approccio con questo mondo, la cui influenza e azione continueranno a manifestarsi anche negli anni successivi: *Das wirkte nach. Es wirkte in dem Sinne nach, daß ich hier 1945 ein Vorwissen hatte, viel stärker als in der Literatur*⁵. Ma il talento creativo procurò a Grass difficoltà scolastiche, al punto da venire espulso due volte e persino bocciato⁶. La guerra poi gli impedì di portare a termine gli studi e di diplomarsi. Questo proprio limite viene però valutato positivamente dall'artista che sostiene: *Ich habe im Grunde also die Schulbank nie verlassen*⁷ grazie a ciò, a suo avviso, mantenne sempre viva una certa curiosità di sapere, conoscere, imparare, in tutti gli ambiti artistici. In questi anni si dedicò allo studio e alla lettura di monografie di artisti e al tempo stesso ai suoi schizzi di disegni: *ich habe immer gezeichnet*⁸, così afferma.

3. *Ibidem*, *Devo tornarci, da là provengo*.

4. E. Rudolph, *Günter Grass, in Aussage zur Person. Zwölf deutsche Schriftsteller im Gespräch mit Ekkehart Rudolph*, Tübingen/Basel 1977, p. 86. *Potevo immaginarmi una formazione professionale solo nell'ambito delle arti figurative*.

5. H. Vormweg, *Günter Grass*, Reinbek bei Hamburg 1996, p. 27. *Ciò ha avuto effetto, ha avuto effetto nel senso che io, nel 1945, possedevo in questo ambito una conoscenza di base molto più solida che nella letteratura*.

6. Goethe Institut (a cura di) *Begleitheft zur Ausstellung Günter Grass. Über das Zeichnen und Schreiben*, München 2000.

7. E. Rudolph, *op. cit.*, p. 93. *In fondo non ho mai lasciato i banchi di scuola*.

8. H. Vormweg, *op. cit.*, p. 27. *Ho sempre disegnato*.

* Il contributo riproduce il testo di una conferenza tenuta dall'autrice in occasione della mostra *Günter Grass. Über das Zeichnen und Schreiben*, presso l'Associazione Culturale Italo-Tedesca di La Spezia.

1. G. Grass, *Kleckerburg*, in D. Hermes, *Günter Grass. Der Autor als fragwürdiger Zeuge*, Göttingen 1997, p. 46. *E sono cresciuto fra/ lo spirito santo e l'immagine di Hitler*. Ove non specificato la traduzione è dell'autrice.

2. H. L. Arnold, *Günter Grass*, (video) Bonn 1988. *Fonte della mia letteratura*.

Dopo la liberazione ritrovò la sua famiglia, e proprio in questi anni prese la decisione di diventare scultore, anche contro il volere del padre che prospettava per lui una occupazione più sicura, come apprendista impiegato nell'ufficio nelle miniere di lignite dove lui stesso lavorava.

Nell'inverno 1946/47 partì per Düsseldorf alla volta dell'Accademia di Belle Arti, chiusa nel frattempo per mancanza di fonte di riscaldamento. Grass si fermò comunque in questa città dove gli venne offerto un posto di apprendistato come scultore e scalpellino, che egli continuò a svolgere fino alla fine del 1948. L'arte lo aiutò in questi anni a superare la profonda crisi provocata dalla scoperta degli orrori compiuti durante la guerra, come egli afferma:

Wenn ich nicht meine Interessen gehabt hätte, Kunst, weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre, wahrscheinlich ein Anpasser aus Zynismus wie viele meiner Generation. Und es hat einige Zeit gedauert, um mit neuen Einflüssen eine Haltung zu gewinnen, die ohne Idealismus auskam und dennoch nicht zynisch war⁹.

Questi primi anni a Düsseldorf si rivelano fondamentali per la sua formazione: egli viveva in un convitto francescano dove disegnava molto e soprattutto aveva molti modelli a disposizione. Inoltre il suo tutore, Padre Stanislaus, scoprendo le doti artistiche di Grass, gli mise a disposizione la biblioteca del convento e, nella speranza di poterlo riconvertire alla fede, gli fece conoscere molti aspetti della letteratura europea, da Baudelaire a Trakl. In questi anni, con questi influssi letterari, continua a scrivere, soprattutto poesie.

Nell'anno accademico 1948/49 riaprì l'Accademia e Grass poté così iniziare gli studi di grafica e scultura presso lo scultore Sepp Manges e poi con Otto Pankok; quest'ultimo non era un maestro eccellente, ma con il suo carisma riusciva a trasmettere più di un insegnante tradizionale. Grass restò a Düsseldorf fino alla fine del 1952. In seguito però sentì l'esigenza di cercare un nuovo maestro, che trovò nella figura di Karl Hartung; il primo gennaio 1953 si trasferì quindi nel suo atelier presso l'Università di Berlino. E proprio qui trovò anche l'ispirazione

9. *Ibidem* p. 32. *Se non avessi avuto i miei interessi, l'arte, non so cosa sarei diventato, forse uno di quegli opportunisti per cinismo come tanti della mia generazione. E ho impiegato un po' di tempo per assumere, grazie a nuove influenze, un atteggiamento privo di idealismo e tuttavia non cinico.*

e un proprio personale metodo di scrittura. Questi anni furono ricchi di importanti esperienze: nel 1951 intraprese un viaggio in autostop che lo portò al Sud e più precisamente in Italia, durante il quale disegnò e compose poesie, mai pubblicate e raccolte nel *Italienisches Skizzenbuch*¹⁰. Gli schizzi, abbozzati su carta da pacchi e i disegni a pennello riportano immagini del viaggio così come anche parti di poesie, che egli compose in seguito.

Durante il viaggio in Francia, intrapreso l'anno successivo, si può già notare un cambiamento di stile: egli disegna infatti con tratto continuo e scrive ininterrottamente. Di tipo diverso sono invece gli acquerelli, influenzati dall'incontro con l'arte moderna parigina. Le poesie redatte durante questo viaggio sono dense di *pathos* e di esistenzialismo, con particolari che sfiorano il comico, tanto da fare presagire già alcune caratteristiche di Oskar, protagonista della prima opera di grande successo dell'artista, *Die Blechtrommel* (1959). Quindi Grass ricevette una formazione nel settore della scultura e della grafica, mentre nel campo della letteratura e della scrittura rimane del tutto autodidatta. Seguirono gli anni trascorsi a Parigi con la prima moglie Anna, durante i quali scrisse *Die Blechtrommel*, iniziando così la sua grande stagione letteraria che continua ininterrottamente fino a oggi; contemporaneamente però non interruppe la sua attività nell'ambito delle arti figurative.

Per illustrare il rapporto fondamentale e costante tra parola e immagine nell'opera di Günter Grass si può partire da una sua dichiarazione del 1979:

Ich zeichne immer, auch wenn ich nicht zeichne, weil ich gerade schreibe oder konzentriert nichts tue. Und auch beim Zeichnen schreiben sich Sätze fort, die angefangen auf anderem Papier stehen. Das Schreiben hebt raffend oder verschleppend die Zeit auf. Beim Zeichnen findet sich der knappe Ausdruck¹¹.

Tale affermazione sposta il punto di osservazione dell'intera opera

10. G. Fritze Margull, *Günter Grass. Fünf Jahrzehnte. Ein Werkstattbericht* 2001, s. 1. pp. 5-8.

11. G. Grass, *Bin ich nun Schreiber oder Zeichner*, in D. Hermes, *op. cit.*, p. 122 *Io disegno sempre, anche quando non sto disegnando perché sto scrivendo oppure mi concentro a non fare nulla. E anche quando disegno ci sono frasi iniziate su un altro foglio che proseguono. La scrittura abolisce il tempo, comprimendolo o dilatandolo. Nel disegno si trova l'espressione più concisa.* (Traduzione tratta da G. Grass, *Disegno sempre anche quando scrivo. La riflessione del premio Nobel sui rapporti tra parola e immagine*, in "La Repubblica", 7 novembre 1999, p. 9).

dell'artista e pone una domanda: Grass è solo in un secondo momento un uomo della parola scritta e in primo luogo un uomo dell'immagine e della rappresentazione grafica¹²?

Questa apparente contraddizione si può risolvere analizzando le fasi che portarono Grass a creare la sua opera. Per l'artista la scrittura rappresenta infatti il primo momento di stesura grafica in cui linee e segni acquistano senso e significato simbolico. La logica insita in questo *Doppel-Konzept* del processo creativo di Grass risulta evidente dai manoscritti dei suoi romanzi. Osservandoli, si può notare che egli interrompe periodicamente la scrittura per accertare attraverso il disegno la concordanza del testo. In effetti, egli sostiene che le due discipline si nutrono dello stesso inchiostro e sono tra loro in un rapporto di correlazione creativa. I punti di cristallizzazione, nei quali questa osmosi appare con più evidenza, sono le fasi in cui l'artista deve fare chiarezza sui momenti centrali della narrazione. Ciò concerne i personaggi e la voce narrante, ma anche lo stesso modo di narrare. Non si tratta quindi di fermare in maniera insicura la narrazione, piuttosto di interrompere consapevolmente il processo di scrittura, per precisarlo e intensificarlo. L'immagine non ha bisogno di parole ma, all'occasione può esprimere più di molte parole; essa dà alla voce, se non proprio il corpo, comunque il contorno, il profilo. Per Grass il processo di scrittura, legato ad una concreta presenza materiale, è condizione imprescindibile della rappresentazione. All'inizio del processo creativo non si trovano considerazioni di tipo sociologico o psicologico, ma piuttosto la percezione dei contorni, della superficie, della base; la raffigurazione grafica non rappresenta quindi qualcosa di marginale, bensì il momento di un procedere concreto e basilare. Allorché si deve trovare un tono d'inizio (come nel caso di *Der Butt*, 1977), oppure si deve richiamare alla mente una situazione (come in *Ein weites Feld*, 1995), provando diversi livelli, quando cioè si tratta di illustrare, il lavoro grafico assurge in primo piano, accompagnando il processo creativo.

Ci sono poi opere in cui si assiste al processo contrario: ad esempio nel romanzo *Die Blechtrommel*, nel quale invece ci si trova di fronte ad una chiara *Bildersprache*, qui infatti è proprio la lingua che forma

12. Cfr. J. Wertheimer, *Günter Grass. Wort und Bild*, Tübingen 1999, pp. 7-13.

gruppi di immagini – come quella del cranio pieno di anguille, che viene trovato in spiaggia, oppure quella del tamburo. L'immagine disegnata con la matita o con la china, oppure incisa non è qui il catalizzatore che stimola la scrittura, anzi – in questo caso – i due sistemi si ostacolano a vicenda. Grass sostiene a tal proposito di voler sistematicamente evitare la “perfezione” per non creare “uno di questi libri scritti con grande stile, ma vuoti”. “Nel momento in cui una forma artistica mi riesce bene passo ad un'altra” egli afferma. Grass potrebbe essere così definito un “perfetto antiperfezionista”, che rifiuta automatismi e facili schematizzazioni dei processi creativi. La sua concezione fa saltare sin dall'inizio le “normali” forme e norme comunicative. Nella raccolta di poesie e disegni a carboncino *Gleisdreieck*¹³, pubblicata nel 1960 egli esige senza compromessi un intreccio concreto di parola e immagine, caratteristica originale per quei tempi, che non riuscì a trovare l'attenzione dei suoi contemporanei. In seguito, negli anni della elaborazione dei romanzi *Der Butt* e *Die Rättin* (1986), l'atto stesso della scrittura si libera da automatismi fino ad essere riportato ad un livello propriamente arcaico.

Nascono così prime pagine manoscritte davvero fuori dal comune, scolpite su creta oppure scritte sull'argilla. Primo passo della produzione di un libro di cinquecento pagine, queste pagine rappresentano il frutto di un procedimento tanto impegnativo quanto veramente rivoluzionario, che giunge a mettere in dubbio talune norme dell'estetica moderna. Come sottolinea Grass in una intervista rilasciata a Boie:

Das Schreiben steht nicht mehr im absoluten Gegensatz zur Bildhauerei. Zwischen dem Zeichnen und dem Schreiben gibt es Annäherungswerte. Das Grafische in seinem linearen Charakter hat eine gewisse Verwandtschaft zur Schrift, wie ja auch viele frühe Schriften zeichnerische Schriften waren. Die Nähe zwischen Zeichnen und Schreiben ist viel größer als zwischen dem bildhauerischen, dreidimensionalen Gegenstand und dem Schreiben. Und hier war es mir gelungen, eine Verbindung herzustellen¹⁴.

13. G. Grass, *Gleisdreieck*, Berlin/Neuwied, 1960.

14. *Interview von Bernild Boie mit Günter Grass*, in J. Wertheimer, *op. cit.*, p. 23. *La scrittura non è più in assoluto contrasto con la scultura. Tra disegno e scrittura ci sono similitudini. Il carattere lineare del lavoro grafico mostra un certo legame con quello scritto, come del resto molti scritti di un tempo erano graffiti. La scrittura ha più punti di contatto con il disegno rispetto all'oggetto scolpito e tridimensionale. E proprio qui sono riuscito a creare un collegamento.*

Il lavoro di Grass si muove tra due estremi: da un lato chiarezza, trasparenza fino in profondità, dall'altro il fascino di una compatta apparenza. Parola e immagine tengono fermi questi stadi opposti dell'atto creativo con estrema precisione. Il progetto di lavoro in più discipline artistiche continua anche dopo la conclusione del processo di scrittura; come se ciò che è stato esposto in parole volesse tornare nuovamente immagine, ritrasformarsi e continuare a svilupparsi. Anche il metodo di lavoro di Grass è ispirato da alcuni soggetti, per esempio pesci, uccelli, alberi – che vengono riproposti ciclicamente nel corso degli anni. Jürgen Wertheimer è giunto a vedere l'artista simile ad un mago o ad uno sciamano, che continua a incantare e a dialogare con gli oggetti e gli animali del suo *totem*.

Questo punto di osservazione può essere in contrasto con l'immagine di Grass tradizionale, quella cioè dell'illuminista e razionale, del critico politico imparziale e dell'intellettuale impegnato. Ma c'è un altro Grass da scoprire il mago della parola e dell'immagine, rintracciabile più nella sua attività di disegnatore, pittore e scultore, che non in quella del "puro" scrittore. Questa immagine di Grass 'sciamano del post-moderno' può stupire, ma è necessaria per fare chiarezza su parte della sua auto-comprensione artistica. In un certo senso la sua idea di artista che sa "parlare con le immagini e rappresentare con le parole" si pone in contrasto con l'avversione all'immagine e il purismo sostenuto dal moderno. In questo contesto si può risalire fino al suo interiore rifiuto del principio dell'astrazione. Grass, ancora studente dell'Accademia di Belle Arti, fu così deciso in tale opposizione, che preferì interrompere gli studi piuttosto che cedere su questo punto. Osservata retrospettivamente, questa lotta per la "concretezza" rappresenta anche un rifiuto delle tendenze del tempo. La sua individuale "estetica dell'opposizione" è da considerarsi fin d'allora quale impegno di concretezza: Grass esige una possibilità di revisione, la precisione nei passaggi, una presenza reale.

Come un artigiano egli si muove in un ambito ben lontano dalla magia e dallo sciamanismo e non si interessa minimamente di veggenza. Ciò che lo affascina visibilmente è l'arte degli sciamani di incantare le cose, di farle parlare, di ascoltare il loro spirito, e quindi di scriverle e di scolpirle. Questo spiega la costante rappresentazione degli stessi

animali, gli stessi disegni, gli stessi rituali della danze. L'immagine di Grass artista-sciamano è tanto onnipresente quanto inafferrabile. Il rebus Grass è difficile da fissare: celata e mimetizzata, questa virtuosa estetica del nascondersi, destreggiandosi abilmente tra diverse maschere linguistiche d'identità, trova nell'arte figurativa la migliore possibilità per scomparire.

Per Grass è importante anche la rappresentazione di figure umane, disegnate in file, serie o gruppi. Ciò non avviene solo nel caso del famoso girotondo di illustrazioni di Fonty/Hoftaller del romanzo *Ein weites Feld*, bensì fin dall'inizio della propria creazione grafica. Si tratta per lo più di "creature miste" con origini metà umane e metà animali (cavalli o uccelli), che popolano la scena rappresentati, con caratteri umani, come gruppi di ballerini o streghe. A Calcutta il disegnatore Grass è interessato anche a cuochi e monache, ratti e gruppi di esseri umani, perlopiù come serie (a parte pochi ritratti) piuttosto che come singoli individui. Il quadro viene completato da file di alberi e di rappresentazioni lignee. È importante qui sottolineare questo coerente aspetto di anti-individualismo nel lavoro di Günter Grass, che non deve portare però a pensare ad una produzione in serie. La chiave di lettura deve porre al centro un processo creativo, ricco di trasformazioni e interessato alle metamorfosi e ai passaggi. Grass è chiaramente affascinato dagli attimi, inseriti nel flusso del tempo, dalle istantanee, dalle pose, non è un caso che il romanzo *Ein weites Feld* riporta sempre in gioco il film muto quale tecnica narrativa, con le sue immagini che cambiano continuamente in modo graduale e costante. Dietro a tutto questo c'è l'abilità di Grass di percepire gli eventi in termini di doppia temporalità, di una diversa dislocazione temporale, di riprodurli nella loro ripetizione e parallelamente di individuare il loro progressivo sviluppo.

Questa appare come una evoluzione senza garanzie di uno sviluppo lineare e piena di strade chiuse, angoli, spigoli, ma con la certezza di vitalità e di un movimento, che non sembra mai aver raggiunto il punto estremo. Grass si cimenta in varie forme artistiche: dal disegno alle incisioni, fino all'ultima sua opera *Mein Jahrhundert* nella quale l'artista, dopo più di trenta anni, riprende la tecnica dell'acquerello: i cento racconti che descrivono il secolo scorso sono qui accompagnanti infatti da altrettanti acquerelli. Pittura e scrittura così si fondono e

permettono al lettore di entrare nel vivo della narrazione: le due chiavi di lettura permettono di compenetrare l'opera e il pensiero dell'artista, che ancora un volta ha rivisitato la storia ribaltando i parametri e i punti d'osservazione.

Quindi la domanda ricorrente che viene posta a Grass: "Lei è in primo luogo scrittore o disegnatore?" non si risolve con un *aut aut* ma piuttosto con un'analisi approfondita del rapporto tra i due ambiti artistici, che nell'opera dell'artista si avvicendano completandosi insieme:

Beide Disziplinen befruchteten einander zwitterig. Der Gegensatz zwischen Zeichnen und Schreiben hob sich bei der Gestaltung einer Bildvorstellung auf, die, ins Wort gesetzt, zeichenhaft wirkt, die als Zeichen, wörtlich zu nehmen ist.

Nicht nur, weil Schrift und zeichnerische Linie gleichermaßen grafisch sind, sondern auch aus Gründen, der Bildhaftigkeit stehen Zeichnen und Schreiben zueinander in Wechselbeziehung: In Praxis überschreitet die, zeichenhafte Vorstellung die Grenzen künstlerischer Gattungsbestimmung, so irritierend verschieden jeweils das Handwerk und seine Materialien sind¹⁵.

In forma ancora più concisa così lo scrittore caratterizza questa necessaria compenetrazione dei due ambiti artistici:

"Seht", sagt die Zeichnung, "wie wenige Wörter ich brauche"; "hört", sagt das Gedicht, "was zwischen den Linien ist"¹⁶.

Quindi per Grass il disegno continua nella scrittura e viceversa, che siano parole o disegni sono i toni del chiaroscuro a tingere la realtà. Egli sostiene infatti che bianca è solo la carta: un disegnatore che scrive è, a suo avviso, *uno che non cambia mai l'inchiostro*¹⁷.

MARIA ANGELA MAGNANI

15. G. Grass, *Über das Zeichnen und Schreiben*, in J. Wertheimer, *op. cit.*, p.15.
Le due discipline si fecondano reciprocamente. L'opposizione tra disegno e scrittura si è dissolta nella realizzazione di una idea di immagine che, tradotta in parole, riesce simbolica, mentre come segno va presa alla lettera. Non solo perché la scrittura e il tratto figurativo hanno ambedue natura grafica, ma anche per motivi iconografici, lo scrivere e il disegnare sono correlati: nella prassi l'immaginazione grafica supera le barriere delle distinzioni tra generi artistici, per quanto fastidiosamente diversi possano essere di volta in volta materiali e modalità di realizzazione. (Traduzione in italiano tratta da G. Grass, *Disegno sempre anche quando scrivo, op. cit.*).

16. G. Grass, *Über das Zeichnen und Schreiben*, in J. Wertheimer, *op. cit.*, p.16.
"Guardate" dice il disegno "di quante poche parole ho bisogno"; "ascoltate" dice la poesia, "cosa c'è tra le righe". (Traduzione in italiano tratta da G. Grass, *Disegno sempre anche quando scrivo, op. cit.*).

17. *Ibidem*.

A. SCHOPENHAUER E L'ITALIA. APPUNTI DI VIAGGIO

In viaggio s'impara quanto sia duro e rigido il modo di pensare della gran massa degli uomini e quanto sia difficile avvicinarvisi. Vivendo sui libri, ci si presenta continuamente davanti agli occhi soltanto la facile comunicazione dei pensieri e la veloce, mutua reazione degli spiriti, e si dimentica facilmente quanto sia diverso al confronto il mondo reale degli uomini; si crede piuttosto che ogni conoscenza appartenga (immediatamente) a tutta l'Europa. Ma ogni qualvolta ci si allontana via corriere per 2 o 3 giorni si trovano con nostra grande sorpresa pregiudizi, credenze, usi e costumi completamente diversi dal luogo di provenienza, che qui vivono da secoli mentre là non hanno potuto prosperare. Allora si impara a riconoscere quanto sia ampio il divario che separa il popolo dai libri [...]¹.

Nell'intenzione di colmare questo divario il giovane Arthur cominciò già in tenera età ad esperire il mondo attraverso i viaggi e a fare della conoscenza di altri usi e costumi un fondamento irrinunciabile nell'elaborazione del suo pensiero. A soli nove anni ebbe modo di trascorrere un lungo periodo in Francia e, successivamente, decise di lasciar decantare quell'indubbio talento per gli studi classici, rinviare il loro inizio ed intraprendere ancora adolescente, alla maniera dei giovani benestanti di allora, un viaggio di due anni per l'Europa. Anche sulla scorta di questa preziosa esperienza giovanile potrà rinvigorire l'orgogliosa definizione di sé come *weltkundig* (esperto del mondo), che amava ripetere soprattutto in ambito accademico, per indicare l'intimo nesso tra filosofia e vita. Se nel *θαυμάζειν* socratico è da ritrovarsi la più autentica sorgente del filosofare, possiamo affermare che lo stupore davanti al mondo che si apre ai sensi, l'esperienza dell'altro, la pratica della contemplazione mai disgiunta dalla viva partecipazione corporea, cominciano a svilupparsi già nella grana delle esperienze giovanili del filosofo di Danzica. L'idea che «il conoscere» avvenga «in tutto e per tutto mediante un corpo, le cui affezioni sono il punto di partenza dell'intuizione»² del mondo costituisce la base non soltanto delle successive elaborazioni sistematiche, ma anche, inevitabil-

mente, della formazione di una personalità intellettuale complessa, anche se sempre strettamente aderente a quella *Lebenserfahrung*, da cui nasce e in cui si esaurisce ogni idea o teoria³. In questo contesto, il materiale biografico non rappresenta un aspetto marginale nello studio dell'autore, ma viene a costituire in certo qual modo la controparte soggettiva del pensiero teoretico e contribuisce ad individuare le motivazioni personali che stanno alla base delle scelte filosofiche⁴.

Il 23 settembre del 1818, dopo aver consegnato all'editore Brockhaus il manoscritto della sua opera principale *Il Mondo come volontà e rappresentazione* e lasciandosi alle spalle i «no, no di tutte le riviste letterarie»⁵, Schopenhauer decide di partire per l'Italia, paese fino ad allora a lui sconosciuto, per rimanervi circa un anno. Verso la fine di ottobre giunge a Venezia e lì, circondato da una «meravigliosa, dolce atmosfera»⁶, si ferma fino alla metà di novembre. Il 19 novembre è a Bologna e alla fine dello stesso mese a Firenze. A dicembre si reca a Roma, dove rimane alcuni mesi. Visita poi Napoli, Pompei, Ercolano e Paestum, e nel museo di Capodimonte rimane particolarmente colpito dal dipinto *Ulisse alla corte di Alcino* di Francesco Hayez⁷. Nell'aprile dell'anno successivo ritorna a Roma, trascorre poi quasi tutto il mese di maggio a Firenze e riparte alla volta di Venezia. Il soggiorno in laguna stavolta è breve, poi, a giugno, passando per Padova, Vicenza e Verona, raggiunge Milano, dove si sarebbe forse trattenuto più a lungo, se una lettera della sorella Adele, che gli annunciava il fallimento

3. *La mia filosofia [...] non presume [...] di spiegare l'esistenza del mondo dai suoi fondamenti: piuttosto essa si ferma ai dati di fatto dell'esperienza esteriore ed interiore, com'è accessibile a ciascuno, e ne dimostra la vera e profonda connessione, senza però trascenderla per cose fuori del mondo [...] Essa quindi non trae conclusioni su ciò, che vi è di là da ogni possibile esperienza, bensì reca solo la spiegazione di ciò, che è dato nel mondo esterno e nell'autocoscienza* (A. Schopenhauer, *Supplementi al Mondo*, Roma-Bari 1986, p. 662).

4. Sulla biografia di Schopenhauer cfr. tra gli altri A. Hübscher, *Arthur Schopenhauer, un filosofo controcorrente*, Milano 1990; R. Safranski, *Schopenhauer e gli anni selvaggi della filosofia. Una biografia*, Firenze 1997; W. Gwinner, *A. Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt*, Leipzig 1862; H. Zimmer, *A. Schopenhauer*, Berlin 1936; K. Fischer, *Schopenhauers Leben, Werke und Lehre*, Heidelberg 1934.

5. A. Schopenhauer, *Gesammelte Briefe*, a cura di A. Hübscher, Bonn 1978, p. 34, trad. it. in R. Safranski, *op. cit.*, p. 353.

6. A. Schopenhauer, *Der Briefwechsel*, a cura di C. Gebhardt e A. Hübscher, München 1929 ss., I, S. 249, trad. it. in R. Safranski, *op. cit.*, p. 354.

7. *Mai pianto è stato più giustificato di quando Omero fa piangere Ulisse presso il re dei Feaci Alcino, quando, senza essere riconosciuto, sente cantare dall'aedo la storia delle proprie sventure: poiché qui si manifesta al massimo grado la compassione di sé. Nel castello di Capo di Monte c'è un bel quadro di questa scena dipinta da un giovane veneziano di nome Ajes* (A. Schopenhauer, *Dario di viaggio*, cit., p. 44). Il testo è riportato nel cap. 47 dei *Supplementi al Mondo*, dove Schopenhauer, riferendo l'episodio del pianto di Ulisse (canto VIII dell'*Odisea*), si ricollega a quanto detto ne *Il mondo come volontà e rappresentazione* sul tema della compassione.

1. A. Schopenhauer, *Diario di viaggio*, a cura di Silvia Coscia, Roma 1997, p. 48; il testo è riportato anche in Id., *Parerga e Paralipomena*, Milano 1981, II, p. 85.

2. A. Schopenhauer, *Il mondo come volontà e rappresentazione*, Roma-Bari 1986, p. 152.

della banca in cui erano depositate le fortune di famiglia, non lo avesse costretto a far velocemente ritorno in Germania⁸.

Dopo aver risolto i problemi finanziari ed accettato l'incarico universitario a Berlino, dove invano cerca di offuscare l'astro lucente di Hegel e di opporsi fieramente alla filosofia accademica (che non esita a definire un trascurabile «squittio di topi»), nell'estate del 1822 Schopenhauer si reca nuovamente in Italia, rimanendovi fino all'estate successiva, quasi sempre a Firenze. Qui il filosofo trascorre il tempo «in maniera estremamente piacevole» e a quel periodo ripenserà sempre «con gioia»: «Il più bell'appartamento del mondo e molto comodo, molte conoscenze [...], ero così socievole come non lo ero stato da molto [...]»⁹.

Poche sono le testimonianze in nostro possesso in grado di raccogliere sensazioni e giudizi sull'esperienza italiana, anche perché Schopenhauer raramente raccontava per iscritto delle vicende della sua vita privata, per soffermarsi di più sulle valutazioni di attinenza filosofica che fossero da sostegno alle sue teorie sistematiche. Sulla base dello scarso materiale a nostra disposizione non vi è dubbio che furono innanzitutto il patrimonio artistico e la bellezza architettonica di alcuni luoghi a costituire per Schopenhauer la primaria fonte d'ispirazione:

Di nuovo l'Orsa Maggiore è bassa sull'orizzonte – di nuovo nell'aria immobile le fronde verde cupo si stagliano sul cielo di un intenso azzurro, severo e malinconiche – di nuovo il panorama è fatto di ulivi, vigne, pini e cipressi, fra cui sembrano galleggiare tante piccole ville – di nuovo sono nella città dove il selciato è una sorta di mosaico; sulla piazza si ergono tre enormi gioielli variopinti, marmorei, lucidi, che risplendono nel sole lavati dalla pioggia: il Duomo, il Campanile, il Battistero¹⁰.

Se a Firenze Schopenhauer studiò «a proprio agio le opere d'arte»¹¹ e visitò gli Uffizi, cogliendo, per esempio, nel San Giovanni Battista di Donatello spunti interessanti per la sua riflessione sull'essenza della scultura e sul rapporto di questa con la pittura¹², nel Palazzo Borghese

di Roma si soffermò a lungo ad ammirare un quadro di Caravaggio, raffigurante Maria con Gesù Bambino che pesta la testa di un serpente, che confermava la sua condanna dell'allegoria¹³, e così in Vaticano fu particolarmente colpito dal busto di Biante, a cui era attribuita l'iscrizione che sosteneva la cattiveria degli uomini¹⁴.

Proprio davanti alle opere d'arte e nelle suggestioni paesaggistiche Schopenhauer è spesso alla ricerca di impressioni che avvalorino le sue idee filosofiche, e in questo senso ne dà documentazione nei diari, ma quando passa ad esprimere sensazioni e opinioni sulla vita pubblica e sulla gente, ecco che emergono alcuni tratti netti e inconfondibili del suo carattere. Indubbiamente le analisi sul «popolo italiano» forniscono al filosofo «molta materia di riflessione»¹⁵, certo difficilmente confinabile entro i limiti sistematici del suo pensiero:

Eccomi di nuovo in questa nazione malfamata, che ha facce così belle e cuori così cattivi [...] essi sono fini e astuti e, quando vogliono, sanno perfino sembrare onesti e leali; e tuttavia sono così perfidi, disonesti e sfrontati, che la meraviglia ci fa dimenticare lo sdegno. Le loro voci sono terribili: se a Berlino uno solo urlasse per la strada in maniera così rimbombante come fanno qui a migliaia, accorrerebbe tutta la città. Ma a teatro trillano a meraviglia¹⁶.

E ancora:

Il tratto principale, nel carattere nazionale degli italiani, è un'impudenza assoluta. Questa dipende dal fatto che essi da un lato non si sentono inferiori a nulla, sono quindi presuntuosi e sfacciati, dall'altro non si ritengono buoni a nulla e quindi sono vili. Chi, viceversa, ha pudore, è per certe cose troppo timido, per altre troppo fiero. L'italiano non è né l'una cosa né l'altra, ma, a seconda delle circostanze, è tutt'al più pusillanime o borioso¹⁷.

Affermazioni caustiche e pittoresche che, nonostante l'apparente contraddittorietà, fanno da attraente contraltare alle entusiastiche descrizioni del Paese, definito senza mezzi termini come «l'*Eldorado* sulla

8. Si veda il *curriculum vitae* inviato all'Università di Berlino nel 1819, in cui Schopenhauer descrive le tappe del suo primo viaggio in Italia. (in *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, Deussensche Ausgabe, XIV, Bd.I, München 1929, p. 294).

9. Lettera a Osann del 21 maggio 1824, in *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, cit., p. 364, trad. d. A.

10. Lettera del 20 aprile 1822 scritta da Firenze a Osann, in A. Schopenhauer, *Breviario*, Milano 1996, p. 21.

11. Lettera a Osann del 21 maggio 1824, in *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, cit., p. 364, trad. d. A.

12. Cfr. A. Schopenhauer, *Diario di viaggio*, cit., p. 37 e Id., *Supplementi al "Mondo"*, cit., p. 434, al capitolo *Osservazioni staccate sull'estetica delle arti plastiche*.

13. *Di fronte a questo quadro, cosa mai dovrebbe pensare un uomo che non ha mai sentito parlare del seme della donna destinato a sbiacciare la testa del serpente?* (A. Schopenhauer, *Diario di viaggio*, cit., p. 37). Il carattere intuitivo della conoscenza estetica esclude per Schopenhauer dall'opera d'arte ogni intromissione concettuale. Nell'allegoria, invece, l'intuizione e così l'opera d'arte hanno una funzione strumentale rispetto al concetto. Cfr. a proposito A. Schopenhauer, *Diario di viaggio*, cit., p. 37, nota 14.

14. Cfr. A. Schopenhauer, *Diario di viaggio*, cit., p. 47.

15. Lettera a Osann del 21 maggio 1824, in *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, cit., p. 364, trad. d. A.

16. Lettera a Osann del 20 aprile 1822, in *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, cit., p. 360, trad. d. A.

17. A. Schopenhauer, *Colloqui*, Milano 1982, p. 451.

terra», riprendendo in parte quell'atteggiamento condiviso da molti viaggiatori tedeschi, anche ai giorni nostri, amanti dell'Italia proprio perché attratti dai suoi lineamenti contraddittori, sfuggibili a una logica di comprensione e valutazione lineare e difficilmente riassumibili in univoci criteri di giudizio, che giunge fino a un nostalgico, aristocratico e forse un po' manieristico rifiuto del proprio paese di origine. Schopenhauer non è da meno quando ritrae il suo personale rapporto con l'Italia esattamente come la vita «con un'amante, oggi in furibondo litigio, domani in adorazione: con la Germania invece come con una casalinga, senza grosse arrabbiate ma senza grande amore»¹⁸. Dell'Italia Schopenhauer ama i tratti genuini, autentici, i contrasti naturali; motivi che vede rispecchiati negli aspetti più caratteristici della sua stessa personalità impulsiva e difficilmente attingibili dall'esperienza sensoriale offerta dal suo Paese: «Ho notato che tutto ciò che proviene direttamente dalle mani della natura, cielo, terra, piante, alberi, animali, facce umane, qui sono come dovrebbero veramente essere; da noi invece solo come può farli la miseria»¹⁹. Non mancano critiche al popolo tedesco, talvolta aspre e sdegnose, fino alla più gratuita ed esibita provocazione, dove non possiamo non rilevare una perdonabile estensione collettiva di quel profondo risentimento nutrito verso tutto l'ambiente accademico del suo paese²⁰.

Il fascino e l'attrazione che l'Italia esercita su Schopenhauer sono in buona parte comprensibili se si considera che qui, più di ogni altro luogo, egli può sperimentare appieno l'efficacia di quella “volontà di vivere” (*Wille zum Leben*), la cui teorizzazione egli pone al centro della sua metafisica e che trova il suo apice nella concezione dell'amore sessuale²¹: «In fatto di amore sessuale, egli non era un santo e mi

confessò lui stesso di aver corso dietro le donne e che in Italia non aveva goduto solo *il* bello, ma anche *le* belle [...]»²²; allo stesso modo «sapeva raccontare anche in maniera commovente, soprattutto quando parlava di una sua relazione amorosa a Roma o Firenze»²³. Sembra che nella città toscana Schopenhauer si sia innamorato di una donna di alto lignaggio e che fosse addirittura intenzionato a sposarla, ma è in realtà Venezia – perlomeno secondo le poche testimonianze in nostro possesso – che esalta maggiormente le sue passioni²⁴. Lì conosce Teresa Fuga, giovane dama, libera e bella, che non disdegna attenzioni o carinerie di ogni genere, dispensatele non sempre cavallerescamente da diversi uomini d'affari e di cultura di passaggio in laguna. L'intimità del loro rapporto si evince dalla lettera della donna indirizzata al filosofo il 12 maggio 1819²⁵, alla quale allega anche due poesie, una *Canzoneta venesiana* e un *Prendice*, ossia un brindisi d'amore, che costui

*un filosofo faccia una buona volta suo questo tema costante di tutti i poeti, si dovrebbe meravigliarsi invece, che una cosa, la quale ha sempre una parte così importante nella vita umana, dai filosofi finora non sia stata quasi affatto presa in considerazione e giaccia come materia non elaborata (A. Schopenhauer, Supplementi al "Mondo", cit., p. 550). Se mi si chiedesse dove sia da raggiungere la conoscenza più intima (die intimste Erkenntniß) di quell'interna essenza del mondo, di quella cosa in sé che io ho chiamato volontà di vivere; o dove quell'essenza penetra nel modo più chiaro nella coscienza; o dove perviene alla più pura manifestazione del suo sé; – allora io dovrei indicare il piacere nell'atto della copulazione. Questo è! Questo è la vera essenza e il vero nocciolo di tutte le cose, lo scopo e il fine di ogni esistenza (Der Handschriftliche Nachlass, cit., III, S. 240, trad. d. A.). Ma la visione dell'amore sessuale del filosofo fu determinata anche dalla sua esperienza personale e per questo egli poteva ben dire che nella sua vita l'amore sessuale e le donne gli avevano dato molto da fare. Sulla centralità della problematica erotica nella metafisica schopenhaueriana cfr. tra gli altri F. Savater, *Genesi del pessimismo genitale*, in Id., *Filosofia e sessualità*, trad.it. Milano 1992, pp. 29-45, pp. 37-38 e L. Pica Ciamarra, *L'antropologia di Schopenhauer*, Napoli 1996.*

22. Così scrive di lui J. Frauenstädt nel 1846 (in A. Schopenhauer, *Colloqui*, cit., p. 147), a cui il filosofo aveva anche confessato: *Ho insegnato che cosa sia un santo, ma io stesso non sono un santo (ibid.)*.

23. Questa è la testimonianza di G. Römer, in A. Schopenhauer, *Colloqui*, cit., p. 87.

24. *Ancora in tarda età s'inteneriva, quando parlava di Venezia, dove le braccia magiche dell'amore lo tenero a lungo avvinto [...]»* dice di lui Gwinner nella sua biografia (in A. Schopenhauer, *Colloqui*, cit., p. 322).

25. *Caro amico, con tanto piacere ricevei la tua letara sentendo che non ti sei dimenticato di me e che conservi per me tanta premura ma credimi mio caro che ne meno io non mi sono dimenticata di te anzi dicevo fra me stessa come mai si deve credere ai omni perche tu per me mostravi premura e io dicevo non mi a ne meno scritto adesso poi che o ricevuta tua letara conosce che vero e quello che mi avevi detto e che mi dissi e molto piu ti sono grata sentendo che ti sei ricordato di me ogni giorno o piacere che ai fatto il tuo viaggio felice da napoli e roma e che stai bene di salute io ti amo e desidero di vederti e vieni pure che ti atendo per abbracciarti e per pasare di giorni assieme che gia io tengo uno amico ma questo va sempre via di venezia e non mi viene a trovare solo che qualche volta e poi sai domenica va in campagna e starà quindici giorni e anche vinti e dunque poi venire liberamente anzi ti atendo con tutto il core. raporto al impresario non lo o piu e sono molto tempo che tengo questo altro e inglesi scapati di nigellera e venuti a venezia per disparazione non ne o de quei per far la amore io non o mancato di risponderli subito percio la mia letara ti venga subito io con la giulietta sono amica ma non tanto come quando eri a venezia te che e melio perche costi siamo in piu libarta e vero che tu non pensi e ne meno io ma di esa melto cosi a dunque mio caro ti atendo stai bene o volia di vederti a dio mio caro. La tua amica Teresa Fuga.* L'originale della lettera si trova presso lo Schopenhauer-Archiv di Francoforte sul Meno. Qui se ne riporta la trascrizione di Anacleto Verrecchia nel suo articolo *Schopenhauer e la vispa Teresa* (Schopenhauer Jahrbuch, 56, 1975, pp. 187-198), a cui si rimanda per ulteriori approfondimenti sull'identità di Teresa Fuga e sulla sua relazione con il filosofo.

18. Lettera a Osann del 29 ottobre 1822, in A. Schopenhauer, *Breviario*, Milano 1996, p. 22.

19. Lettera a Osann del 29 ottobre 1822, in A. Schopenhauer, *Breviario*, cit., p. 22.

20. Le critiche al popolo tedesco erano argomento frequente delle conversazioni del filosofo, tanto che a Roma, durante il suo primo soggiorno italiano, aveva attirato su di sé l'odio dei suoi connazionali, che egli incontrava soprattutto al “Caffè Greco”, chiamando i tedeschi la nazione più stupida e deplorandovi di appartenerci. Scrive di lui lo storico J.F. Böhmer: *Soltanto il “filosofo” Arthur Schopenhauer [...] costituì per qualche tempo, con i suoi frizzi mefistofelici, un elemento di disturbo nella compagnia [del “Caffè Greco”]; ma quando egli, una volta, arrivò ad affermare che la nazione tedesca è la più stupida di tutte, ma che tuttavia aveva conseguito una prevalenza sulle altre, perché non aveva nessuna religione, si levò tra i presenti un tumulto d'indignazione e parecchie voci reclamarono: Buttatelo fuori, quello là!* (A. Schopenhauer, *Colloqui*, cit., p. 75).

21. *Metafisica dell'amore sessuale (Metaphysik der Geschlechtsliebe)* è il titolo di un capitolo dei *Supplementi* interamente dedicato al tema dell'eros, ma esso diviene oggetto della riflessione schopenhaueriana in varie parti della sua opera, dalla prima edizione del *Mondo* agli appunti manoscritti. La *realità* e l'*importanza della cosa* è messa in evidenza dallo stesso Schopenhauer, il quale afferma che *invece di meravigliarsi, che anche*

si premura di trascrivere di propria mano a margine, in un italiano migliore e addirittura a rima baciata²⁶. Per lei rinuncia persino a conoscere Byron, di cui è grande ammiratore e che si trova a Venezia nello stesso periodo, solamente perché Teresa ne era rimasta affascinata vedendolo passare a cavallo²⁷.

Possiamo dire, anche sulla scorta delle lettere scritte dalla sorella Adele²⁸, che Schopenhauer ebbe in Italia una vita amorosa abbastanza intensa, quanto basta per offrire un definitivo e inappellabile strumento di confutazione nei confronti di chi ci fornisce l'immagine del filosofo come di un rigoroso predicatore della rinuncia e dell'ascesi, del rapimento estatico sottratto alle gioie del corpo, della contemplazione accompagnata alla mortificazione dei sensi. Nonostante la sua nota misoginia²⁹, che fu di ostacolo a ogni concreta possibilità di matrimonio e a legami affettivi duraturi, la sua inclinazione verso l'altro sesso si dimostrava piuttosto insaziabile. E chi adesso pensa che il suo *modus vivendi* sia in contrasto con il suo sistema filosofico ha, ancora una volta, frainteso il senso più profondo del suo pensiero, il cui spirito non è quello di risolvere le contraddizioni della realtà, ma – «come fa ogni arte»³⁰ – di ripeterle, essendo esse costitutive della stessa esperienza vissuta dall'uomo.

È in questo contesto che l'Italia diventa un privilegiato ambito di studio, in cui anche la contrastata personalità del filosofo può rispec-

chiarsi, ritrovarsi in una nuova luce e mettersi alla prova in modo più immediato e naturale, grazie alla lontananza dagli impegni di lavoro e dalle preoccupazioni quotidiane, nonché un'insolitamente attiva partecipazione alla vita sociale, abitualmente disdegnata in patria:

Mi rallegro talvolta dell'eterogeneità del mio ambiente: sorrido di me stesso, quando a Boboli passeggiavo con un bianco domenicano e lo aiuto a sospirare per la decadenza dei monasteri o quando nella sala antichissima di una villa, a lume di candela, faccio la corte a una dama inglese³¹.

Forse è semplicemente questa coincidenza positiva di avvenimenti – che permettono al filosofo di dare nuovo nutrimento e vigore alle tinte più diverse del proprio carattere –, insieme alla bellezza dei luoghi e a una buona predisposizione verso un certo “temperamento italiano”, al di là di qualche colorito e irrisorio pregiudizio, ciò che fa della permanenza di Schopenhauer in Italia uno dei momenti più intensi e sereni della sua vita. Anche se di quei momenti spesso non ci rimane altro che un indirizzo segnato sul taccuino, nomi affidati a un destino sconosciuto: «Capt. M'pherson. Mussini. Dottore del Pesce. Conte Rasponi di Ravenna. Benedetti di Faenza. Angelo Ruffini di Torino. Marchese Giugni. Bartholome di Marca d'Ancona. Marchesina Bartholome. Signorina Inghirami e famiglia. Ocheda scultore»³².

M. GIOVANNA FRANCH

26. La lingua italiana era familiare a Schopenhauer, sia per le molte letture, sia, naturalmente, per il soggiorno italiano, tanto che si era offerto come traduttore del *Della causa, principio ed uno* di Giordano Bruno. Egli trovava questa lingua *molto più nobile* del francese, che, nonostante conoscesse alla perfezione, non amava, ma la chiamava anche – secondo la testimonianza di Römer – *cerimoniosa e citava, come esempio, “la di lei madre” o “conciassiacosacché”*. *Questa critica, tuttavia, la faceva sempre in modo allegro* (A. Schopenhauer, *Colloqui*, cit., p.86).

27. Questo secondo la testimonianza di Robert von Hornstein, che afferma: *Una sera stavamo parlando di Byron, quando egli deplorò con dispiacere di non averlo conosciuto a causa della propria stupidità. “Avevo, per lui, una lettera di raccomandazione di Goethe. Stetti a Venezia per tre mesi quando c'era anche Byron. Volevo sempre andare da lui con la lettera di Goethe, quando un giorno ci rinunciai del tutto. Passeggiavo con la mia amata al Lido, quando la mia Dulcinea, nella più grande eccitazione, esclamò: “Ecco il poeta inglese!”. Byron mi passò davanti di corsa a cavallo e la Donna, per tutto il giorno, non poté dimenticare questa impressione. Allora decisi di non consegnare la lettera di Goethe: ebbi paura delle corna. Quanto me ne sono pentito!”* (A. Schopenhauer, *Colloqui*, cit., pp.207-208).

28. *Dove sarai? A Milano, a Bologna, o addirittura nell'amata Venezia? La tua storia laggiù comincia a interessarmi, speriamo abbia esito felice – l'amata è ricca, di rango, ma pensi davvero che ti vorrà seguire? Bizzarro: questo è di amore! Se l'avessi realmente trovato, allora faresti il possibile per mantenerlo. [...] Alla fine ti stabilisci a Venezia [...] ah, scherzo stupidamente e invece mi fa intimamente male il fatto che in una delle tue lettere vi sono due storie d'amore senza amore e tutto questo non è quello che ti avrei augurato* (in *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, cit., p. 257, trad. d. A.).

29. Su questo si veda in particolare il capitolo dei *Parerga e Paralipomena* dedicato alle donne.

30. A. Schopenhauer, *Manoscritti giovanili 1804-1830*, Milano 1996, p. 343.

31. W. Gwinner, *Schopenhauers Leben*, III, Leipzig 1910, p. 143, trad. d. A.

32. Cfr. *Schopenhauers Brieftasche 1822-1823*, Faksimiledruck, Berlin 1923.

DAL DISEGNO DEL GIARDINO AL PROGETTO DI TERRITORIO.
SPUNTI DI RIFLESSIONE MOSSI DALLA STORIA
DELLA SOCIETÀ ORTICOLA DI LOMBARDIA

Attraverso la storia della Società Orticola di Lombardia

La Società Orticola di Lombardia, oggi semplicemente Orticola di Lombardia, associazione senza fini di lucro, è entrata ormai nel suo centotrentasettesimo anno di vita. Le vicende della Società hanno, perciò, attraversato un arco temporale considerevole, durante il quale molti sono stati i fatti storici e politici di rilievo, profondi i mutamenti economici e culturali che hanno interessato la società italiana, e milanese in particolare, numerose le vicende urbanistiche e le trasformazioni territoriali che hanno portato alla odierna struttura ed organizzazione degli ecosistemi urbani e rurali, così carichi di problematiche vecchie e nuove da essere oggi al centro della fondamentale questione della “sostenibilità” dello sviluppo.

La recente pubblicazione del volume intitolato “Terrestria Siderea Flores”(A.A. V.V., 2001), il motto ideato nel 1926 da Antonio Ingegneri, vicepresidente della S.O.L., ripercorre le principali tappe della storia della Società Orticola di Lombardia dalla sua fondazione, avvenuta il 16 dicembre 1865, sino ai giorni nostri. Il secondo capitolo del volume, curato da Giulia Negri da Oleggio, ricostruisce con precisa cadenza cronologica le molteplici attività svolte dai primi orticolini che, animati da grande passione per il verde e per le bellezze naturali, indicarono nello Statuto della Società, riconosciuta ente morale per regio decreto il 17 giugno 1866, di volere: favorire il progresso dell'orticoltura e delle scienze ed industrie ad essa collegate, istituire esposizioni di prodotti e strumenti d'orticoltura, premiare nuove scoperte botaniche ed innovazioni tecniche, fondare un orto botanico dove poter svolgere sperimentazioni. Tra i soci fondatori figurano numerosi esponenti del patriziato cittadino e delle più importanti famiglie milanesi, alcuni industriali (come Egidio Gavazzi, titolare delle industrie tessili di Valmadrera e primo Presidente della Società), giardinieri (come Marcellino Roda, capo giardiniere di Carlo Alberto).

La città che vide la nascita della Società fu quella stessa Milano che, tra il 1850 e il 1870, visse la definitiva traduzione in termini politici e

militari del variegato, pur sempre elitario, movimento risorgimentale. Dopo essersi a lungo dibattuto fra le posizioni monarchiche moderate, diffuse fra la maggioranza della nobiltà milanese (i cosiddetti “albertisti”), soprattutto a partire dai moti insurrezionali del '48, quelle conservatrici apertamente filo-austriache (anche se minoritarie nel patriziato milanese) resisi più evidenti dopo la sconfitta dei piemontesi a Custozza, quelle dei democratici riuniti intorno al Cattaneo e quelle ancor più rivoluzionare dei mazziniani, gli indipendentisti si affidarono completamente alle abili mani di Camillo Benso conte di Cavour il quale seppe perfettamente conciliare le esigenze strategiche di casa Savoia con le aspirazioni, o meglio con parte di esse, dei milanesi e dei lombardi suggellando il suo operato con la definitiva sconfitta degli austriaci nella battaglia di Magenta e con la riconquista di Milano sancita dall'armistizio di Villafranca.

L'impulso determinante per la costituzione della Società Orticola di Lombardia si dovette all'iniziativa di alcuni giovani milanesi raccolti intorno al conte Francesco Pertusati (noto con lo pseudonimo di “Antofilo”), la cui passione per il verde aveva riprova concreta nelle cure dedicate al noto giardino che fu dell'Arcadia¹. Nel 1854 essi fondano un periodico “I Giardini”, con lo scopo di elevare l'orticoltura a livello di scienza e di promuoverla tra i proprietari di giardini e tra i giardinieri, tra i vivaisti e gli ortolani, tra la popolazione tutta. Del resto, come ricorda Giorgio Rumi, nell'introduzione al volume in precedenza citato, a proposito della Milano del primo Ottocento:

Questa città di duecentomila abitanti riposa comoda nella cerchia delle amplissime mura volute da Ferrante Gonzaga come mezzo per tenere al loro posto i milanesi più che per difenderli da un attacco esterno contro cui sarebbero state del tutto inefficaci. Dentro queste larghe mura milanesi si stendevano ampi spazi a verde, orti, verzieri e – per chi poteva – ricchi giardini. Al contrario di molte altre realtà urbane della penisola, Milano non è chiusa sino all'asfissia da una cerchia muraria delimitante lo spazio che costringe pietre e case a svilupparsi in altezza.

È lecito, di conseguenza, intravedere un consapevole intento da parte dei promotori della rivista di incidere sull'organizzazione della

1. È il giardino all'italiana annesso a villa Pertusati, sita in Porta Romana, dove agli inizi del Settecento Carlo Pertusati, Presidente del Senato accoglieva i poeti Arcadi Pastori, la colonia milanese degli aderenti all'Accademia dell'Arcadia.

città, sul suo assetto urbanistico, su quello che oggi chiameremmo “l’ecosistema urbano”? Di certo è che lo stesso conte Pertusati, un fedelissimo dell’Imperiale Regio Governo, oltre a dirigere il periodico, fu instancabile realizzatore di numerosi giardini privati nel centro di Milano, i quali sostituirono altrettanti vecchi orti ed incolti.

Le attività in seguito promosse dalla Società Orticola di Lombardia mirarono a diffondere l’orticoltura, ampliandone i rapporti con le branche della Scienza e dell’Industria ad essa più attinenti, a migliorare ed a diffondere nuove conoscenze tecniche, ad organizzare mostre di prodotti e di strumenti all’interno delle quali conferire premi ad onorem. Questa ricerca di un maggiore collegamento fra il mondo, ancora artigianale, dei giardinieri e dei vivaisti milanesi per lo più al servizio delle ville patrizie, fu, ancora sul finire dell’Ottocento particolarmente moderno ed illuminato, anche se in un certo senso confermava il ritardo con il quale il decollo industriale si verificò in Italia, un ritardo di almeno cinquant’anni rispetto ai principali paesi europei, ad esclusione della Russia, quali Gran Bretagna, Francia, Belgio, Germania, Svezia.

Anche nel corso del Novecento, i fini programmatici originari della Società Orticola di Lombardia vengono perseguiti dai soci e dai Presidenti che si succedettero, superando: i difficili anni di fine secolo che videro Milano infuocata dai moti del maggio ’98 repressi nel sangue dalla cavalleria e dai cannoni del generale Bava Beccaris (un centinaio di morti, 450 feriti ed 800 arresti), quelli della Grande Guerra alla quale Milano tributò quasi diecimila morti, ai quali si aggiunsero negli anni immediatamente successivi i molti falcidiati dall’epidemia di febbre “spagnola”, quelli della progressiva sospensione delle libertà individuali e civili durante l’ascesa del fascismo, quelli della ventennale dittatura e dell’entrata in guerra, quelli dell’occupazione nazista dopo l’armistizio del 1943, quelli della resistenza partigiana, quelli della ricostruzione postbellica e del boom economico degli anni ‘60, quelli della contestazione studentesca a cavallo con gli anni ‘70, quelli della “Milano da bere” degli anni ‘80, quelli di “tangentopoli” degli anni ‘90.

Ideali, passioni ed attività degli orticolini

Nella fase ottocentesca, la Società Orticola di Lombardia è permeata

da ideali “pedagogici”, da un lato, e “sociali”, dall’altro. Gli orticolini, soprattutto attraverso la collaborazione con il periodico “I Giardini” diffondono nuove conoscenze botaniche e consigli tecnici di giardinaggio, tentando di coinvolgere sempre più “amatori, giardinieri, ortolani commercianti”. A questo filone ideale si può ascrivere anche la creazione di un nuovo orto botanico in via Vivaio 6, con finalità didattiche (dopo quello, ormai decaduto a semplice giardino storico, istituito a Brera nel 1774 da Maria Teresa d’Austria), che fu aperto al pubblico nel 1877 e di cui, tuttavia, si persero le tracce solo dopo pochi anni.

L’impegno sociale traspare dalle vicende che portarono la Società Orticola di Lombardia a fondersi, in epoca post-unitaria, con l’Associazione di Mutuo Soccorso dei Giardinieri e Ortolani d’Italia, trasformazione quest’ultima in senso mutualistico del Pio Istituto dei Giardinieri di Milano, fondato nel 1838.

Le grandi passioni degli orticolini furono, in particolare, per la qualità estetica e per la ricchezza di forme nel disegno dei giardini (espressione della infinita forza e generosità della natura), e per la botanica. Nuove varietà di fiori e di ortaggi, spesso di origine esotica, sono premiate in occasione della Mostra della Società del 1869. Nel 1881 la Società risponde all’invito del Comitato esecutivo dell’Esposizione Industriale Nazionale, che fu in realtà più lombarda che nazionale (come risulta dalle principali industrie espositrici: Pirelli, Cantoni, Richard Ginori, Breda, De Angeli, Polenghi) di partecipare al “decoro, lustro ed ornamento della medesima”. Come ricorda Carlo Castellaneta (1975), nei manifesti dell’epoca si legge che i padiglioni dalle volte a lucernaio, gli archi in gesso e gli edifici a cupola si stendono *in mezzo a boschetti d’annose piante, a viali spaziosi e ad aiuole fiorite*. L’esposizione si tiene nei Giardini Pubblici, realizzati dagli austriaci su progetto del Piermarini nel 1783 ed ampliati successivamente, tra il 1858 ed il 1862, dall’architetto Giuseppe Balzaretto. Lo stesso autore definisce questo periodo come “Epoca delle Esposizioni” durante la quale Milano, città in grande espansione che conta nel 1885 più di 355.000 abitanti, si sforza di competere con Parigi nella celebrazione dei primi miti del progresso tecnologico, in primo luogo rappresentati dall’illuminazione elettrica che ora rischiarerà i viali e le piazze del centro cittadino.

Durante il primo Novecento la Società organizza numerosi concorsi a premi (ad esempio quelli dedicati alle aiuole delle stazioni ferroviarie, ai balconi e giardinetti delle case appartenenti all'Istituto Autonomo della Case Popolari) e mostre monotematiche (festa del Crisantemo presso il Caffè Cova), prosegue nelle iniziative a sfondo sociale, sostenendo la "Protezione della Giovane", il "Patronato degli orfani di guerra", il "Comitato pro Orti Operai".

Superata la guerra, la Società sente il bisogno di ribadire i propri fini di associazione culturale e di divulgazione. Nel verbale del Consiglio del 6 giugno 1926 si legge:

È utile che ci sia un organismo che propaghi l'amore per i fiori e ne faciliti la coltivazione, ed è ben difficile il suo compito: sarebbe quindi un peccato che la vecchia Società Orticola, che aveva questo scopo e che per tanti anni ebbe vita rigogliosa e proficua, abbandoni le sue tradizioni che difficilmente potrebbero essere continuate in un altro ente.

Piuttosto evidente è il riferimento ai sindacati fascisti di recente istituzione.

Intanto, prendeva sempre maggiore consistenza un'altra grande passione degli orticolini, l'organizzazione di visite d'interesse botanico, di gite culturali, di veri e propri tour ad ampio raggio. In primo luogo le visite agli esclusivi giardini privati del patriziato milanese, come quella del giugno 1933 di cui si riporta un breve stralcio ripreso dal periodico "I Giardini", onde respirarne l'atmosfera:

Ecco il giardino Tagliabò: forse meno giardino che parco nel senso che le piante vi sono nate in una magnifica spontaneità ed esse danno perciò al paesaggio uno spirito tutto proprio: è la lotta per il diritto a vivere e qui si sono affermate le più rustiche e forse le più prepotenti. Anche il disordine, quale risulta da una libera crescita può giungere agli occhi come armonia! E ci sono gli elementi ornamentali cari ai nostri vecchi. Più pettinato, curato infatti da tempo, molto più piccolo ma ugualmente bello è il giardino Bergoni. In piano il primo, questo è invece ondulato. L'acero a foglia rossa desta ammirazione e interessamento; è veramente una macchia intensamente ornamentale.

Grande enfasi tra gli orticolini ebbero i viaggi organizzati all'estero (Belgio, Olanda, Germania, Inghilterra, Stati Uniti) attraverso i quali i soci entrano in contatto diretto con altre Società orticole (Società Nazionale di Orticoltura di Francia, Société des Amis des roses, Société

Orticole de Gand), visitano importanti parchi urbani ed ammirano paesaggi diversi dagli abituali. Un breve passo dal Libretto di Viaggio relativo al tour in Inghilterra:

Hyde Park forma con Kensington Gardens quasi un'unica immensa zona di verde che dal West End si stende fino al centro. Famosa la sua «Rotten Row» dove eleganti amazzoni e cavalieri si recano al mattino per il classico «canter». La Serpentine, laghetto serpeggiante centrale, è affollatissimo di bagnanti, l'estate" (Santagostino Guazzoni, 1935).

Un altro brano, tratto dal resoconto del viaggio in Germania:

La visione delle zone campestri che abbiamo attraversato in treno e in autopullman, specie il Taurus e la Svizzera di Franconia, ci ha procurato ore di godimento agreste in cui l'anima si beava di vera pace. Quei bei boschi di pini così fitti, così ben placidamente accoccolati su pendii dolcissimi e interrotti da verdi praterie ondulate, ci hanno fatto sentire quanto di profondamente pastorale la terra tedesca racchiuda in sé, che si rivela e rivive trasfusa nelle armonie dei suoi genii musicali" (1937).

In questi ultimi brevi frammenti si nota un atteggiamento dei viaggiatori più improntato alle suggestioni turistico-culturali che alla ricerca di nuove conoscenze tecniche nei settori della orticoltura e della floricoltura, atteggiamento che, pur nel pieno rispetto da parte di chi legge ora, colpisce in quanto per nulla presagisce le immense sciagure umane che affolleranno la storia degli anni che di lì a poco sarebbero arrivati.

La passione per i giardini, che animò da sempre gli orticolini, si tradusse anche in importanti contributi alla manutenzione ed al restauro di alcuni parchi storici. Vale la pena di ricordare che, alla vigilia della seconda guerra mondiale, grazie anche all'interessamento del duca Gian Giacomo Gallarati Scotti (Podestà di Milano e socio orticolino) due illustri membri della Società, il barone Pasino Bagatti Valsecchi (che ne fu Presidente dal 1973 al 1976) e don Ignazio Vigoni J. (a sua volta Presidente dal 1977 al 1983) vennero nominati curatori del parco della Villa Reale di Monza. Il loro intervento contribuì a riportare il parco alla sua primitiva bellezza. In proposito, Ignazio Vigoni esprimeva queste opinioni sul numero di marzo de "I Giardini"(1937):

Nella più tremendamente piatta delle pianure, l'ideatore di questo giardino (dove lavorarono come giardinieri anche i fratelli Marcellino e Pietro Giuseppe Roda) ha saputo creare molli curve

di prati, che ora degradano verso un placido corso d'acqua, ora risalgono dolcemente allungando le prospettive. E raramente è dato trovare una interpretazione più pura dell'anima romantica. Tutti i motivi più caratteristici vi sono sviluppati. Dall'urna che s'intravede nella penombra del bosco, alla composizione del tempio circolare col salice piangente e l'acqua intorno. Ma soprattutto grande è l'armonia di linee, di proporzioni, in cui si fondono villa e giardino.

Villa e giardino che, per il momento, rimasero aperti ai soli soci orticolini e non al pubblico.

Negli anni della guerra, lo spirito degli orticolini è ben rappresentato da un'esortazione del loro Presidente, il Senatore Conte Pier Gaetano Venino: "nell'ora buia della Patria i fiori ci dicono di non disperare. Pare un assurdo ma così è: queste fragili vite ci danno la certezza della rinascita. Infatti i fiori ad ogni ritorno di primavera, sono per noi il simbolo della vita che ritorna. Se l'Italia è stata amata da tanti alti intelletti è perché essa ha saputo sorridere anche con la grazia dei suoi balconi inghirlandati di gerani, con le rose avviticchiate ai ferri battuti delle ville vetuste, con ciuffi dei capelvenere sporgenti dalle pietre delle darsene corrose. I fiori che rallegrano le case ingentiliscono la nostra Patria. Ritorneranno tempi sereni. L'Orticola ha sempre sostenuto tale verità, ha sempre voluto rappresentare questa speranza" (1943).

A partire dal dopoguerra, la Società si distinse nell'organizzazione di una lunga serie di mostre floreali, aperte per la prima volta al pubblico nel 1947, e di manifestazioni culturali, tra le quali merita di essere ricordata la "Mostra Storica dei Giardini di Lombardia" allestita a latere della Triennale, che valse alla Società il conferimento del massimo riconoscimento cittadino, l'Ambrogino d'Oro. Inoltre, come si legge su un numero de "I Giardini", la cui pubblicazione era ripresa nel 1932 sotto la guida del conte Carlo Gola e del barone Pasino Bagatti Valsecchi, gli orizzonti degli orticolini sembrano aprirsi anche a problematiche più territoriali:

Qui vogliamo solo richiamare l'attenzione dei soci sui problemi anche di interesse nazionale ai quali la S.O.L. porterà il suo contributo nel prossimo futuro: difesa del paesaggio ed in particolare del patrimonio prezioso costituito da parchi e piantagioni importanti; eliminazione della grave deficienza esistente ora nella preparazione professionale dell'architetto per mancanza di un insegnamento teorico e pratico di discipline botaniche e naturali; tutela e guida ai produttori di novità italiane attraverso piantagioni sperimentali (1947).

Si sente in questo l'influenza esercitata dalla prima Legge italiana in materia paesaggistica, la Legge n. 1497 del 29 giugno del 1939 che disciplinò la "protezione delle bellezze naturali".

Oggi la Società l'Associazione Orticola di Lombardia mantiene inalterate le proprie finalità originarie: visite e viaggi, conferenze, consulenze botaniche e di giardinaggio, organizzazione di mostre mercato annuali. Sono le ormai tradizionali "Orticole", allestite presso i Giardini Pubblici di Via Palestro che hanno riscosso ampio successo tra i milanesi. Si sono evoluti anche i rapporti con altre associazioni amatoriali che si occupano di verde; dal 1994 l'Orticola e numerosi Garden Club hanno fondato l'Associazione Giardini Italiani (A.G.I.), portando finalmente a buon esito uno degli obiettivi primari che la Società si era data sin dal momento della sua costituzione. L'AGI è un'associazione culturale, apartitica e senza fini di lucro, impegnata nella diffusione delle conoscenze tecnico-scientifiche, nella difesa della natura, nella conservazione di parchi e giardini pubblici e privati.

Le trasformazioni della città

Nel corso del lungo arco temporale che le vicende della Società Orticola di Lombardia ci hanno portato a considerare, l'assetto urbanistico della città di Milano ha subito profonde trasformazioni che, sovrapponendosi e spesso contraddicendosi l'una con l'altra, l'hanno portata ad assumere l'attuale fisionomia così differente da quella ottocentesca. Non avendo la presunzione di fornire una ricostruzione organica ed esaustiva in chiave urbanistica di tali trasformazioni, mi limito a segnalare quei fenomeni che, penso, abbiano condizionato in modo determinante l'evoluzione della città, avendo un particolare occhio di riguardo per giardini e parchi urbani.

Il primo tentativo di riordino della città si deve al piano concepito durante l'età napoleonica dalla cosiddetta "commissione ornato", era il 1807. Alla sua redazione parteciparono i maggiori architetti del momento, ma il piano, che prevedeva l'espansione oltre la cerchia dei navigli unitamente al rispetto di alcuni elementi forti della tradizione (quali, ad esempio la stessa Piazza del Duomo) non fu mai attuato. Tornarono gli austriaci e la popolazione della città continuò a crescere, dai 140.000 abitanti del 1815 ai 240.000 alla vigilia dell'unità, accompa-

gnata da una espansione edilizia disordinata, soprattutto nelle aree periferiche. Diffuso era ancora l'analfabetismo e poche erano le scuole pubbliche, più numerose invece quelle private.

In materia urbanistica la Legge n. 2359 del 1865 fu la sola operante sino alla promulgazione della Legge fondamentale n.1150 del 1942. Regolava gli espropri per pubblica utilità e consentiva la messa a punto dei piani di ampliamento solo per "l'attuale necessità di estendere l'abitato". Ciò a fronte dell'ampio programma di opere pubbliche che lo Stato post-unitario e le amministrazioni locali stavano per intraprendere, anche con la partecipazione di capitali privati stranieri attratti dalle prospettive di investimenti altamente remunerativi. A Milano la speculazione edilizia si manifestò già a partire dal 1863, anno in cui per la sistemazione di piazza del Duomo vennero rasi al suolo tutti gli edifici in direzione della Scala. Al loro posto sorgerà la Galleria, inaugurata dal Re nel 1867 ma ultimata solo nel 1877, intorno alla quale scoppiò un vero e proprio scandalo che travolse il sindaco Beretta e l'assessore Marzorati, il di lui cognato, accusati di aver tratto vantaggi personali.

Sul finire del secolo prese avvio il decollo industriale milanese, dopo la Pirelli (1872) venne fondata la Falck (1906) e con esso cresce il malcontento nelle masse lavoratrici, soprattutto per i bassi salari ed i pesanti orari di lavoro. Nel decennio 1892-1901, in piena epoca giolittiana, l'analfabetismo tende progressivamente a diminuire, mentre la popolazione complessiva del comune di Milano, soprattutto per effetto della migrazione di lavoratori dall'agricoltura all'industria, subisce un incremento del 53%, di cui ben l'82% esternamente al nucleo centrale della città (Mortara, 1908). Prende così origine un modello insediativo destinato a caratterizzare nei decenni successivi le grandi città industriali soprattutto del nord (Torino, Milano, Genova) con elevata densità abitativa, scarso spazio, servizi e condizioni igieniche generali del tutto insufficienti.

L'espansione del costruito e l'aumento della densità di popolazione nelle aree urbane maggiori, a scapito di giardini, ortaglie e prati, determinarono una esigenza di "pubblici giardini", di viali e piazze alberate cui le amministrazioni cittadine, in qualche modo, presero a provvedere.

"Il problema delle zone verdi ... diventa, come quello delle comunicazioni e dell'edilizia, il terzo caposaldo fondamentale della struttura stessa della città" (Chiodi, 1935). Tuttavia tali opere furono spesso considerate dalle amministrazioni puro "abbellimento" oppure come "opere pubbliche di lusso". Ben diverse erano le iniziative intorno ai parchi pubblici intraprese dal primo Ottocento a Londra, dove l'apertura al pubblico dei parchi della corona ed una serie di donazioni e sottoscrizione di privati cittadini consentirono la formazione di un sistema del verde urbano che alla metà del XIX secolo comprendeva ben 650 ha. Similmente a Parigi sotto Napoleone III, prese forma una dotazione di parchi e di giardini urbani imponente, rispondente alle esigenze di una popolazione di quasi un milione di abitanti. Oltreoceano, negli Stati Uniti, fin dalla metà del XIX secolo si affrontò il problema degli spazi verdi come elemento atto a decongestionare l'enorme accrescimento delle aree urbanizzate. Fra tutti vale la pena di ricordare l'opera dell'architetto Frederick Law Olmsted (1822-1903), cui si deve tra l'altro la progettazione del Central Park di New York (340 ha), e quella di Charles Eliot ideatore del Metropolitan Park System di Boston, realizzato tra il 1893 ed il 1903 (5.260 ha). È la prima attuazione del concetto di collegamento fra unità verdi non continue per mezzo di un sistema di strade nel verde (parkway).

In Italia, la leggi allora vigenti non prevedero né incoraggiarono la costituzione di demani fondiari comunali, indispensabili per dare vita ad aree a parco, né si posero il problema di formare riserve a verde agricolo ponendo vincoli alle aree esterne ai piani di ampliamento delle città.

A Milano, poco prima dell'unità, si era provveduto a realizzare soltanto qualche limitato giardino pubblico. Tuttavia, nel 1859 ogni milanese poteva contare su di una superficie a verde (pubblico o privato) di 92,5 m². Il rapporto doveva essere nettamente a favore di questi ultimi, se nel 1914 la superficie pro capite di verde pubblico era pari a soli 1,25 m². Ciò anche considerando che, quasi nello stesso periodo, la popolazione totale di Milano era poco meno che triplicata. Ancora nel 1885 Milano disponeva di un'ampia riserva di verde agricolo, che si sarebbe potuto destinare a verde pubblico nell'espansione dell'abitato (Mercandino, 1976)

Nel 1893, con il progetto dell'architetto Emilio Alemagna (1833-1910), venne creato il Parco Sempione, ampio progetto (57 ha) di giardino romantico (prati, alberi, viali, specchi d'acqua) che rimase unico esempio per decenni. Di contro, i numerosi giardini privati non vennero aperti al pubblico ed andarono incontro a progressiva distruzione sotto i colpi delle nuove edificazioni. Lo sviluppo urbano della Milano post-unitaria fu improntato per trenta anni al principio liberista del "l'asser faire-l'asser passer" e non vide la luce alcun piano generale della città.

Il primo piano generale, redatto dall'ingegnere Cesare Beruto (1835-1915) nel 1883 ma approvato solo nel 1889, fu invalidato da un aumento della popolazione ampiamente superiore (350.000 in 20 anni) a quello previsto. Venne rivisto nel 1910 da funzionari comunali che si limitarono a riprendere le idee base del piano del Beruto, arrivando a prevedere un ampliamento delle aree edificate di Milano (che allora occupava circa 20 km²) di ben 24 km².

"La pianistica urbana di allora era, nella pratica corrente, pensata e realizzata senza soverchie preoccupazioni per la società civile che viveva sul territorio. Non era invero l'espressione di quella società, delle sue esigenze, della sua cultura, del suo dinamico sviluppo: era piuttosto il prodotto di una classe dirigente che prevedeva assai chiaramente quale vantaggio rappresentava il disporre a piacimento dei suoli". (Mercandino, op.cit.).

Negli anni venti venne creato a Milano L'Ufficio Urbanistico con a capo l'ing. Cesare Albertini (1874-1951) al quale fu affidato l'incarico di redigere il piano regolatore. Approvato nel 1934, il piano fu definito "demolitore" da alcuni esponenti del Club degli urbanisti e descritto come *"infausto, sta come ultimo anello di una concezione anacronistica, che ormai era da tutti riconosciuta assolutamente falsa, e in definitiva del tutto superata"* (Columbo, 1962). I caratteri più negativi previsti dal piano consistevano nella distruzione pressoché totale del centro cittadino, nell'ampliamento urbano esteso a tutto il territorio comunale, nella mancanza di un criterio di azionamento e di una qualche considerazione per il verde pubblico.

In sostanza, la gestione urbanistica della città nel periodo antecedente la seconda guerra mondiale, portò alla distruzione di molti giardini

privati di pregio e di valore storico (citiamo il giardino Melzi di via Manin, il giardino Frigerio di via Monte di Pietà, il parco Sormani nei pressi del giardino della Guastalla) mentre d'altro canto il verde pubblico si era ridotto ulteriormente nel 1938 a poco meno di 1m² per abitante.

Su questo contesto urbano così già compromesso, si abbattono le distruzioni della guerra. Nel corso della ricostruzione postbellica non vi fu, almeno fino agli anni '60, sufficiente spazio culturale e sufficiente lungimiranza progettuale per dotare Milano di un adeguato sistema del verde. Si realizzarono alcuni parchi, per forza di cose in posizioni decentrate, anche di discrete dimensioni ma fu impossibile riqualificare le zone del centro sommerse dal mare di cemento.

Negli ultimi decenni la coscienza dei cittadini e, soprattutto delle amministrazioni e dei professionisti è andata lentamente mutando. Tuttavia la messa in pratica del concetto di verde pubblico come servizio sociale multifunzionale (ricreativo, culturale, ecologico) anziché come puro ornamento esteriore del singolo edificio o dei quartieri cittadini stenta ancora a realizzarsi. Esperienze di ampio respiro, che interessano peraltro le uniche superfici territoriali ancora in parte valorizzabili, come ad esempio quella del Parco Agricolo Sud Milano, hanno incontrato molte resistenze e non hanno ancora saputo sviluppare tutte le potenzialità che possedevano, tuttavia sono costantemente sotto il costante tiro della speculazione edilizia guidata dalle lobby dei grandi costruttori.

Progettare il territorio

Il fallimento dell'urbanistica tradizionale, riconosciuto ormai dagli stessi protagonisti delle vicende nazionali in questo settore, lo sviluppo delle istanze ecologiche in campo scientifico e culturale in genere, la crescente domanda espressa dai cittadini per nuovi ambienti di svago e di contatto con la natura, la crisi stessa dell'agricoltura che ha ormai cessato di essere soltanto un meccanismo di produzione di beni primari e che tende oggi a diventare protagonista della tutela ambientale e della valorizzazione di tutte le risorse endogene del territorio (sviluppo rurale sostenibile), hanno reso necessario un nuovo modo di procedere nella pianificazione e nella progettazione delle trasformazioni della città e del territorio, di cui è del tutto anacronistico ripro-

porne la contrapposizione. Fatte salve le differenze e peculiarità che esistono fra una realtà ed un'altra, fra le diverse storie di cui è stato oggetto ciascun territorio, va colta l'opportunità di promuovere iniziative capaci di produrre un riequilibrio fra le molte realtà territoriali che per troppo tempo hanno subito eccessi di vario tipo: urbanizzazioni gigantesche, sfruttamento irrazionale delle risorse naturali, intensificazione spinta dei sistemi colturali.

L'applicazione di questi principi generali, enunciati in modo sommario e di certo insufficiente, alla realtà operativa si può intravedere in iniziative che si stanno qua e là affermando; ci si riferisce, ad esempio, all'impiego di tecniche agricole a basso impatto ambientale (precision farming), alla creazione di musei diffusi sul territorio, alla progettazione di reti ecologiche e di percorsi verdi (greenway) per connettere fra loro elementi puntuali, lineari ed areali diffusi nel territorio che possiedono una particolare ricchezza dal punto di vista naturalistico, paesaggistico, agricolo, storico e culturale, così da materializzare una sorta di continuum, multifunzionale e permanente, che procedendo dal territorio rurale penetri all'interno della città favorendo, a sua volta, la sua proiezione verso l'esterno. Naturalmente simili iniziative dovrebbero essere sviluppate in sinergia ed inquadrate in organici progetti di gestione delle risorse del territorio, il che spesso sembrerebbe costituire, nel modus operandi tipico della pianificazione territoriale italiana, un obiettivo quasi irraggiungibile.

Un modesto contributo in tal senso, soprattutto di metodo, che si è ritenuto di citare in quanto si intreccia casualmente con le vicende della Società Orticola di Lombardia di cui si è ampiamente parlato in precedenza, viene da una recente ricerca multidisciplinare alla quale lo scrivente ha partecipato e che ha avuto per oggetto la proprietà Mylius-Vigoni (oggi Centro Culturale Italo-Tedesco) situata a Loveno di Menaggio (Como). Lo stato attuale di tale proprietà è caratterizzato da notevoli valenze storiche, culturali ed artistiche, del complesso costituito dalla villa e dall'ampio parco annesso, progettato da Giuseppe Balzaretto a metà dell'Ottocento. Inoltre, le proprietà esterne al parco meritano grande attenzione: per l'estensione dei terreni e per la varietà degli ambienti, per la cospicua presenza di "segni" che raccontano capitoli importanti della storia rurale del territorio di Loveno. Dopo la prima fase

di analisi delle risorse presenti nella proprietà, si è giunti a formulare, attraverso il confronto fra gli esperti di diverse discipline coinvolti nella ricerca, alcune ipotesi progettuali finalizzate alla valorizzazione di questo ingente patrimonio. Attivazione di percorsi (reali e virtuali) sviluppati su piani differenti (culturale, educativo, scientifico, paesaggistico, naturalistico, agricolo, di svago e fruizione del tempo libero) tra loro complementari ed intimamente collegati nel contesto di un progetto profondamente integrato, per quando concerne più direttamente la proprietà; istituzione di un "Osservatorio sul Paesaggio Culturale", in relazione continua con altri centri di pari eccellenza in ambito nazionale ed internazionale, per quanto concerne le relazioni fra la proprietà ed il mondo esterno, quale nodo di una rete di strutture scientifiche dedicate all'approfondimento delle ricerche intorno a queste tematiche.

ANDREA GALLI*

Bibliografia

- Terrestria Sidera Flores - Storia della Società Orticola di Lombardia*, Milano, 2001.
- C. Castellaneta, *Storia di Milano*, Milano, 1975.
- V. Colombo, *L'urbanistica italiana nei cento anni d'Unità. Passato - Presente - Prospettive per il futuro*, in *Atti del XIII Convegno Nazionale degli Ingegneri italiani*. Milano, 1962.
- I giardini privati di Milano* in "I Giardini", n. 6, giugno 1933, pp. 145-146.
- Gita in Germania* in "I Giardini", n. 7, luglio 1933, pp. 137-140.
- G. Mortara, *La popolazione delle grandi città italiane - studio demografico*, Torino, 1908.
- C. Mercandino - A. Mercandino, *Storia del territorio e delle città d'Italia*, Milano, 1976.
- C. Chiodi, *La città moderna*, Milano, 1935.
- L. Santagostino Guazzoni, *Viaggio in Inghilterra*. Libretto di viaggio n. 84, Società Orticola di Lombardia, Milano, 1935.

* Professore Associato di "Analisi e Pianificazione dei Sistemi Agricoli e Forestali", Università degli Studi di Ancona.

LA “KLEINE KISTE” DEL DR. RÜPPELL
NOTE SULLA RACCOLTA DI STRUMENTI SCIENTIFICI
DI VILLA VIGONI

Sur une seule chose je ne puis me dispenser de vous demander des nouvelles. Lorsque je me trouvais a Canzo notre bon ami Mylius m'ecrivit qu'on avait heureusement tirées des flots de l'Océan trois caisses des sept qu'il vous avait englouties. Sont-elles celles qui renferment les objets que vous regretiez le plus? Les objets qu'elles renferment sont ils encore dans un etat supportable? En a-t-on tirés d'autres? Il n'y a que vous qui puisse satisfaire non ma curiosité, ma l'intérêt que je prends dans cette affaire comme dans tout ce qui vous regarde [...]»¹

A volte la storia degli oggetti apre squarci sul passato, riproponendo vicende lontane ma ricche di fascino e di nuovi spunti d'indagine. E così tra i molti oggetti e opere d'arte che costituiscono il patrimonio storico-artistico di Villa Vigoni, grande rilievo assume alla luce di recenti ritrovamenti, la raccolta di strumenti scientifici. Si tratta di un esiguo numero di pezzi, ma il valore intrinseco di ognuno e l'importante provenienza, oggi finalmente ricostruita, conferiscono all'insieme una notevole importanza. Tutto ebbe inizio dal ritrovamento in un sottotetto di villa Mylius Vigoni di tre piccole casse di legno di cui una contrassegnata dalla iscrizione: *di Eduard Rüppell von Franckfurt am Main 1830*. Quest'ultima – la più piccola delle tre – un astuccio di forma stretta e allungata, conteneva un cavalletto in legno e ottone che si è rivelato essere il supporto del barometro² da sempre appeso nell'atrio di villa Mylius Vigoni; in origine, infatti, lo strumento veniva utiliz-

1. *Di un sol fatto non posso dispensarmi di chiedere notizie. Quando mi trovavo a Canzo il nostro buon amico Mylius mi scrisse che erano state felicemente sottratte ai flutti dell'Oceano tre casse delle sette che aveva inghiottito. Sono quelle che contengono gli oggetti che rimpiangevate di più? Gli oggetti racchiusi sono ancora in condizioni accettabili? Ne sono state recuperate altre? Non siete che voi a poter soddisfare non la mia curiosità, ma l'interesse che nutro per questa vicenda, come per tutto ciò che vi riguarda.* (Gaetano Cattaneo a Eduard Rüppell, 11 dicembre 1835 in *La Corrispondenza extra ufficio del Gabinetto numismatico di Brera 1805 1851*, vol. V, p. 70.)

2. Si tratta di un barometro di precisione del tipo di quello messo a punto dallo scienziato francese Jean Fortin (1750-1831) come perfezionamento del celebre strumento a mercurio ideato da Evangelista Torricelli. Le innovazioni introdotte da Fortin riguardarono soprattutto il serbatoio per il mercurio, costituito da un sacchetto in pelle, e i dispositivi per la messa a punto dello strumento e per la lettura dell'altezza barometrica. La superficie del mercurio nel serbatoio veniva portata a sfiorare l'estremità inferiore di una puntina di avorio che costituiva lo zero della scala incisa sul tubo di ottone che racchiudeva la canna barometrica. La lettura dell'altezza barometrica si eseguiva mediante un nonio, il cui bordo si allineava con la superficie convessa del mercurio nella canna. Lo strumento venne dotato di termometro per poter correggere i dati per la dilatazione dell'ottone con cui era realizzata la scala.

zato agganciato al treppiedi in modo da avere sempre la corretta perpendicolarità per effettuare misurazioni di precisione. Le altre due casse invece, contenevano le parti di una montatura in legno e ottone, viti e ingranaggi vari, oltre ad una serie di oculari di diverso ingrandimento.

L'attento esame dei materiali ritrovati e la consulenza scientifica del prof. Pasquale Tucci, ordinario di storia della fisica all'Università degli studi di Milano e direttore dell'Osservatorio astronomico di Brera e del signor Nello Paolucci, responsabile dell'archivio fotografico e cartografico dello stesso istituto, hanno permesso dapprima di valutarne antichità e importanza e, in secondo luogo, di riconoscere nei pezzi ritrovati parti del telescopio rifrattore esposto all'ingresso di villa Mylius Vigoni, strumento astronomico modificato per osservazioni terrestri, fisso su un treppiedi in ferro. Sulla storia di questo strumento, nulla era noto se non che – in base ad una tradizione locale – si riteneva fosse dell'astronomo Barnaba Oriani³ e da quest'ultimo donato in segno di amicizia ad Enrico Mylius. In realtà un accurato restauro⁴ – con cui si è provveduto a ricomporre il pezzo nella sua struttura originaria – ha svelato la vera natura dell'oggetto: un telescopio rifrattore da tre pollici di apertura e 1100 mm di lunghezza focale, interamente smontabile e trasportabile, provvisto di 5 oculari, costruito da Utzscheinder e Fraunhofer a Monaco con una montatura parallattica di tipo inglese, anch'essa completamente smontabile, realizzata a Milano da Carlo Grindel, meccanico della Specola di Brera.

Grazie al confronto con la dettagliata descrizione della strumentazione scientifica usata da Eduard Rüppell nei viaggi in Africa orientale e Arabia⁵, è stato possibile attribuire definitivamente il telescopio al te-

3. Barnaba Oriani (1752-1832), direttore della Specola di Brera fu amico di Enrico Mylius e cavalier servente della moglie, Federica Schnauss. Il noto astronomo era solito frequentare villa Mylius a Sesto san Giovanni.

4. Autori del restauro sono i sigg. D. Gallera e N. Paolucci per l'Istituto di Fisica Generale Applicata dell'Università degli Studi di Milano. A questo proposito si veda la scheda n. 354 in *Ob giornate del nostro riscatto, Milano dalla Restaurazione alle Cinque Giornate*, catalogo mostra a cura di F. della Peruta e F. Mazzocca, Milano 1998, p. 250.

5. *Die Sternbedeckungen beobachtete ich mit einem akromatischen Fernrohr, von Frauenhofer in München verfertigt; es hatte sechs und dreissig Linien Oeffnung, und konnte in zwei Hälften geschraubt werden, zur Bequemlichkeit des Transports. Die stärkste Vergrößerung war zweihundert achtzig Mal. Herr Grindel in Mailand hatte, mir dazu ein parallactisches Stativ verfertigt, das mit wenig Mühe in ein Paar Minuten ganz auseinander gelegt werden konnte; das Ganze verpackte sich in eine kleine Kiste. Von wesentlichem Nutzen war mir dieses Stativ denn ich bedurfte nur ungefähr das Instrument horizontal gestellt – in die Lage der Weltaxe zu bringen, und den der Mondbahn östlich gelegenen Himmel zu durchgeben, um mit ziemlicher Gewissheit, vorauszusehen, ob und wann ich in der Nacht eine Sternbedeckung zu hoffen hatte. So ward es mir mö-*

desco, conclusione di notevole rilievo, poiché, ad oggi si accettava la tesi di Robert Martens⁶, biografo di Rüppell, secondo il quale la preziosa apparecchiatura dell'esploratore era andata perduta durante un naufragio nel 1834. Ad accreditare questa tesi contribuisce il recente rinvenimento della lettera di Gaetano Cattaneo a Rüppell pubblicata in apertura di questo contributo; dallo scritto apprendiamo che alcune delle casse vennero salvate e sia la coincidenza del numero – si tratta sempre di tre casse – sia l'importanza dei pezzi conservati invitano a ritenere che si tratti proprio di quelle rivenute in villa Mylius Vigoni.

Ma in che modo gli strumenti sono giunti a Loveno?

Era il 1816 quando Rüppell (1794-1884), originario di Francoforte e destinato al vertice della banca fondata dal padre, un importante uomo d'affari⁷, fu costretto ad interrompere l'apprendistato in conseguenza di una malattia polmonare e a trasferirsi in Italia per le necessarie cure⁸. A Milano Enrico Mylius, conoscente ed amico dei genitori, gli offrì ospitalità nella propria casa di via Clerici; dal 1818 al 1821 Rüppell frequentò il corso di scienze naturali all'Università di Pavia, dove era stato ammesso grazie all'intercessione dello stesso Mylius presso il professor Arcangelo Spedalieri⁹. Contemporaneamente il giovane completava la propria formazione con studi di matematica e astronomia a Genova dal barone Franz Xavier von Zach¹⁰, scienziato all'epo-

gleich, im Zeilauf meiner Reisen die Bedeckung von neun und siebenzig Sternen zu beobachten, obgleich ich oft Jahre lang diese Beschäftigung unterlassen musste, weil ich das Fernrohr nicht mit mir führte, wie auf der ersten Reise nach Dongola, und auf derjenigen von Schendi, und Kordofan (cfr. E. Rüppell, *Reisen in Nubien, Kordofan und dem pärischen Arabien* [...], Frankfurt/M., 1829, p. 308).

6. R. Martens, *Eduard Rüppell, Leben und Werk eines Forschungsreisenden*, Frankfurt/M., 1949. Per ulteriori notizie sull'esploratore si veda *175^o Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft. Jubiläumsband I*, Frankfurt/M., 1992, pp. 265 ss. da cui sono tratte le notizie biografiche quando non altrimenti specificato. Ringrazio Thomas Besing per i sempre preziosi spunti e le numerose informazioni.

7. Simon Rüppell, morto nel 1812, aveva costituito con un socio la Rüppell & Harnier, prestigiosa e potente banca, concorrente all'epoca dei celebri Rothschild.

8. In realtà è probabile che la cattiva salute sia stata più che altro un pretesto con cui allontanarsi da Francoforte e intraprendere finalmente i diletti studi in campo scientifico.

9. Arcangelo Spedalieri (Bronte 1779 - Alcamo 1823), dottore in medicina e chirurgia, fisiologo e anatomista illustre. Fu definito da Benedetto Radice "l'Ippocrate siciliano, onore e vanto degli atenei di Bologna e di Pavia". Nipote del celebre filosofo Nicola Spedalieri, condusse studi a Bronte, Palermo e Napoli dove si laureò. Specializzatosi all'Università di Pavia divenne, dopo un incarico presso l'Ateneo bolognese, professore di fisiologia e anatomia comparata e rettore nel biennio 1819-1820. Nel 1821, per ragioni di salute si trasferì in Sicilia; morì a 44 anni ad Alcamo. Fu autore di molti prestigiosi testi di medicina e di scienze naturali, tra cui *Memorie su l'analogia che passa tra la vita dei vegetabili e quella degli animali*, Milano 1802, *Memoria di fisica animale*, Milano 1806 e *Riflessioni patologiche sulla rottura dello stomaco*, Pavia 1815.

10. Franz Xavier von Zach (1754-1832), nativo di Pest, in gioventù partecipò, come ufficiale dell'esercito austriaco, alle misurazioni dell'arco di meridiano dirette dal gesuita J. Liesganig. Nel 1786 fu nominato da Ernst II duca di Sassonia-Coburgo, direttore dell'osservatorio di Seeberg, presso Gotha in Turingia, dove rimase per dodici anni. Nel 1804, alla morte del duca accompagnò la duchessa Maria Charlotte Amalia nel suo viaggio

ca di tale fama da ispirare a Goethe – secondo l'interpretazione di molti – il personaggio dell'astronomo che, nel X capitolo dei *Wanderjahre*, svela a Wilhelm Meister i misteri delle stelle: [...] è il nostro amico di casa, nel senso più bello e ampio della parola, di giorno la sua compagna ci diletta e istruisce, la notte è astronomo, e medico è in ogni ora¹¹.

Non ci è dato di sapere come Rüppell conobbe von Zach; è tuttavia verosimile supporre ancora una volta il coinvolgimento di Enrico Mylius; pur se a tutt'oggi non esistono prove di una conoscenza diretta tra l'astronomo di origine ungherese e il banchiere tedesco, è tuttavia ipotizzabile che l'amicizia con il direttore dell'Osservatorio Astronomico di Brera Oriani, assiduo di casa Mylius e corrispondente scientifico di von Zach, si sia rivelata essenziale nell'introdurre l'allievo al famoso maestro¹².

Terminati gli studi – tra il 1822 e il 1828 – Rüppell compì diversi viaggi in Egitto, Sudan e Arabia¹³; successivamente, dal 1830 al 1834, fu impegnato in una lunga esplorazione dell'Abissinia che raccontò nei due volumi del *Reise in Abyssinien*. Questi viaggi gli dettero fama e popolarità soprattutto in Germania; fu accolto dalle più importanti accademie scientifiche e lo stesso Goethe s'interessò alla realizzazione di una medaglia in suo onore. In patria, collaborò intensamente con la *Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft* di Francoforte per l'istituzione del museo di storia naturale. I contatti con Mylius rimasero sempre molto intensi; il naturalista fu spesso in Italia, ospite a Mi-

in Italia e Francia. Chiamato da Gioacchino Murat a dirigere l'osservatorio di Capodimonte (1815), dovette lasciar quasi subito l'incarico a causa della reastaurazione borbonica. Stabilitosi a Genova, dove godeva dei favori della nobile famiglia Durazzo, pubblicò il periodico "Correspondance Astronomique, Géographique, Hydrographique et Statistique", (tra il 1818 e il 1826), terza rivista da lui diretta, dopo l'"Allgemeine Geographische Ephemeriden" (1798) e la "Monatliche Correspondenz zur Bedorung der Erd-und Himmelskunde" (1800). Nel 1827 si trasferì a Parigi, ove rimase fino alla morte. Per ulteriori notizie si rimanda a *Astronomie der Goethezeit, Textsammlung aus Zeitschriften und Briefen Franz Xaver von Zachs*, con commento di P. Brosche, Frankfurt/M. 1998 e P. Brosche, *Der Astronom der Herzogin. Leben und Werk von Franz Xaver von Zach 1754-1832*, Acta Historica Astronomiae, 12, Frankfurt am Main, 2001.

11. J.W. Goethe, *Anni di pellegrinaggio di Guglielmo Meister*, traduzione di B. Arzeni, in J.W. Goethe, *Opere*, a cura di L. Mazzucchetti, vol. IV, Firenze 1951, p. 710.

12. Della grande riconoscenza verso von Zach e Mylius, entrambi protagonisti, seppur in ruoli diversi, del percorso formativo di Rüppell, sono prova le due dediche anteposte alle edizioni di *Reisen in Nubien, Kordofan* ..., Francoforte 1829 e *Reisen in Abyssinien*, Francoforte 1838-40.

13. A quest'epoca risale il suo *Atlas zu der Reise im nördlichen Afrika*, opera in 5 volumi, edita da H.L. Brönnner, Francoforte sul meno, dal 1826 al 1828. Rüppell – che durante questi viaggi osservò e studiò molte specie animali, alcune non ancora note, come il lupo etiope e la volpe della sabbia, detta anche volpe di Rüppell, in suo onore – aveva inviato al museo della città natale il materiale raccolto e la Senckenbergische naturforschende Gesellschaft vistane l'importanza decise di pubblicarlo, persino prima del ritorno in patria dell'esploratore.

lano e sul lago di Como, divenendo uno dei più apprezzati amici del banchiere; consigliò Mylius sulla costruzione del tempietto in ricordo del figlio, insieme a lui finanziò il monumento per Goethe a Francoforte¹⁴ e nel 1852 scrisse la breve guida sulla villa di Loveno, sulla cui facciata è ancor oggi visibile (nella seconda nicchia di destra) il suo busto in marmo che [...] *si trova esattamente al di sotto delle finestre della stanza che ha abitato diverse volte e dove si è occupato della sistemazione della maggior parte del suo ricco materiale di viaggio. Dopo il ritorno dai suoi viaggi in paesi lontani egli trovò qui sotto un tetto ospitale, un familiare rifugio tra comprensivi amici*¹⁵. Probabilmente fu Enrico Mylius che si occupò – grazie alla estesa rete di filiali della sua ditta di commercio – del rientro delle casse così fortunatamente recuperate, e che fece recapitare a Loveno, in attesa della prossima visita dell'esploratore che tuttavia, pur continuando a frequentare la villa, non ritirò più il materiale, lasciandolo all'amico, in ricordo di una tormentata avventura e quale pegno di riconoscenza e di lunga amicizia.

GIOVANNI MEDA RIQUIER

14. L'iniziativa era nata dall'idea di Mylius e Rüppell di donare alla città di Francoforte un monumento dedicato al suo cittadino più illustre, volendo portare a conclusione un precedente progetto fallito per svariati motivi. Unitosi a loro Marquard Seufferheld, incaricarono lo scultore milanese Pompeo Marchesi di realizzare una colossale scultura in marmo che venne collocata nella biblioteca dell'università di Francoforte dove fu distrutta da un bombardamento il 29 gennaio 1934. L'artista aveva voluto che i tre committenti possedessero un modello in scala ridotta dell'opera; l'esemplare appartenuto ad Enrico Mylius è ancor oggi conservato in villa Mylius Vigoni. Cfr. *Rispettabilissimo Goethe [...]*, catalogo mostra a cura di R. Pavoni, Venezia 1999, p. 88.

15. *Una cronaca ottocentesca. Chiarimenti su una serie di immagini di villa Mylius a Loveno sul lago di Como e sui dintorni, presentati da un vecchio amico di famiglia*, a cura di S. Bertolucci e G. Meda, Loveno 2000, p. 46.

ABSTRACTS

WOLF-MICHAEL CATENHUSEN

Dopo aver constatato la crescente importanza della funzione di Villa Vigoni all'interno del processo di costruzione di un'identità europea e insieme la necessità di ridefinirne e potenziarne il ruolo come laboratorio europeo del futuro, Catenhusen mette in rilievo il fatto che la presenza europea all'interno del mercato della formazione internazionale sia essenziale per il futuro economico e tecnologico della stessa Europa. Proprio la preparazione e lo sviluppo sul piano internazionale dei singoli sistemi universitari nazionali sono stati i principi guida del "Processo di Bologna", accordo multilaterale sottoscritto da 33 stati. Possibilità di creare titoli equiparabili a livello internazionale, programmi di studio comuni e doppi diplomi, rafforzamento dello scambio di studenti e personale docente: questi alcuni dei punti programmatici discussi all'interno del Preparatory Group di Bologna e intorno ai quali lavorano insieme anche Germania e Italia, allo scopo di aumentare l'efficienza, la competitività e la visibilità internazionale del paesaggio universitario e scientifico europeo, nella cui prospettiva si muove anche, nello specifico, la riforma universitaria tedesca.

RINALDO BERTOLINO

Angesichts der Tatsache, daß sich die Internationalisierung der Hochschulen verstärkt, zielt das Engagement der italienischen Hochschulrektorenkonferenz darauf ab, auf die entstandenen Koordinierungs- und Vergleichsanforderungen zu reagieren. Die Konferenz dient als Forum für Diskussionen über gemeinsame Probleme und als Gesprächspartner gegenüber den zuständigen Stellen. Eine wachsende Zahl von Studenten, Graduierten und Dozenten ist über die Staatsgrenzen hinaus mobil und verlangt die Anerkennung ihrer Studienleistungen und akademischen Grade. Bilaterale Veranstaltungen in den letzten beiden Jahren haben gezeigt, daß Italien und Deutschland über vergleichbare Systeme für die universitäre Bildung verfügen. Das gilt insbesondere mit Blick auf die Bewertungen, die Anwendung des *credit*-Systems und die neuen Lehrveranstaltungszyklen. In dem Beitrag werden einige Schwerpunkte der Universitätsreform erörtert, die der Internationalisierung dienen: die Doppeldiplome in Zusammenarbeit mit auswärtigen Hochschulen sowie die Anerkennung von im Ausland erworbenen Studienleistungen, *credits* oder Abschlüssen. Diskutiert werden außerdem die Überlegungen hinsichtlich des obligatorischen, ebenfalls durch *credits* bewerteten Studiums mindestens einer europäischen Fremdsprache.

HANS R. FRIEDRICH

Dopo aver tratteggiato lo stato attuale dei rapporti di collaborazione italo-tedesca in ambito accademico, il contributo affronta il tema delle prospettive future degli istituti superiori e delle università rispetto alle sfide di un nascente mercato formativo mondiale, favorito da fenomeni come globalizzazione, internet, nuove forme di divisione del lavoro anche in campo scientifico e aumentata mobilità. Negli ultimi anni la Germania ha intrapreso misure di riforma strutturale miranti a rendere il sistema universitario più autonomo, dinamico e competitivo sul piano internazionale. In questa direzione si muove la campagna di marketing avviata e sostenuta, anche finanziariamente, dal *Bundesministerium für Bildung und Forschung*, insieme con i rappresentanti dell'economia, dell'istruzione e della ricerca, allo scopo di fare di università, laboratori e istituti di perfezionamento tedeschi centri di attrazione per le giovani leve di talento e per partner solidi da tutto il mondo, cercando

nello stesso tempo di portare gli investitori stranieri a puntare sulla ricerca e sullo sviluppo in Germania.

MASSIMO EGIDI

Als in Europa das Projekt des gemeinsamen europäischen Bildungsraumes lanciert wurde, dachte man an drei Schwerpunkte: Forschung, traditionelle Bildung und Ausbildung und kulturelle Begegnung zwischen den Europäern. Im Doppeldiplom-System treffen diese drei Erfordernisse zusammen und werden konkrete Realität. Das Doppeldiplom ist eine heikle Angelegenheit, denn dahinter steht die Anerkennung durch die Gesellschaft und durch die Industrie oder generell durch Partner, die die berufliche Eingliederung im gewählten Land ermöglichen sollen. Schwierigkeiten ergeben sich insbesondere in den Ingenieurwissenschaften. Dafür ist die Tatsache verantwortlich, daß sich die jeweiligen beruflichen Verbände in beiden Ländern mit der wechselseitigen Anerkennung von Studienabschlüssen schwer getan haben. Das Doppeldiplom soll sich nicht in eine geschlossene Struktur integrieren, sondern soll sich der Forschung öffnen und produktiv sein. Wenn man von der Forschung ausgeht, wiegt auch das Sprachproblem weniger. Das Doppeldiplom-System kann sich dann tatsächlich als effizient erweisen und zur Entwicklung und zur Forschung im europäischen Kontext erheblich beitragen.

JÜRGEN WERTHEIMER

Futuro: otto rifiuti potrebbe essere il titolo della relazione che Jürgen Wertheimer ha tenuto in occasione della *Summer School* 2001 dal titolo *Il futuro e la coscienza del tempo nella cultura italiana e tedesca*. Al termine del secolo appena concluso la letteratura, la parola scritta e l'elaborazione di modelli per il futuro non sembrano avere molte prospettive, nonostante tutti parlino del nuovo millennio. Wertheimer pone al centro delle sue considerazioni una domanda: in una società dominata dai media, dal mondo virtuale, dalla clonazione delle menti e dal sesso cibernetico che spazio resta per la letteratura e per le riflessioni sul futuro? Questi due mondi non hanno più niente da dirsi? Si sono allontanati al tal punto da essere diventati estranei? Il contributo riporta il pensiero, le aspettative e le speranze di otto scrittrici, che hanno preso parte alla *Poetik-Dozentur* a Tübingen sul tema *Zukunft! Zukunft!* Il rifiuto delle autrici non è determinato dal timore e non deve essere considerato come sintomo di una nuova spiritualità, come fuga nella soggettività. Al contrario esso rappresenta una lucida presenza e autonomia e deve essere inteso come una testimonianza politica. Nel momento in cui tutto inizia a diventare virtuale la capacità di differenziazione e di percezione individuale è più che mai necessaria: solo così ci si potrà sottrarre da facili dominatori e mistificazioni.

MARIA ANGELA MAGNANI

Günter Grass ist dem breiten Publikum als deutscher Autor von internationalem Ruf und hohem literarischem Rang bekannt. Die Wanderausstellung *Günter Grass. Über das Zeichnen und Schreiben*, die vom Goethe-Institut ausgerichtet wird, beleuchtet eine weniger bekannte, aber wesentliche Seite von Grass' Schaffen, nämlich seine Betätigung auf dem Feld der Bildenden Künste. Der Artikel gibt einen Teil des Vortrags wieder, den die Autorin im Centro Allende in La Spezia am 1. Februar 2002 gehalten hat. Dort wurde die Ausstellung auf Initiative der *Associazione Culturale Italo-Tedesca* gezeigt.

Um die Motive und Anregungen zu verstehen, die Grass dazu veranlaßt haben, diesen Weg zu gehen, müssen einige wichtige Elemente seiner Biographie bedacht werden: die Herkunft, besonders der Einfluß der Mutter, die nie niemals vergessene Geburtsstadt Danzig, die nationalsozialistische Schulbildung und die katholische Glaubenserziehung. Grass wird in Skulptur und Graphik in Düsseldorf und Berlin ausgebildet. Als Literat und Schriftsteller ist er Autodidakt. Man muß daher fragen, ob Grass erst in einem zweiten Moment ein Mensch des geschriebenen Wortes ist und zuerst ein Mann der Vorstellung und der zeichnerischen Abbildung. Tatsächlich stellt die Schrift für den Künstler den ersten Moment der Graphik dar, wenn Linien und Zeichen Sinn und symbolische Bedeutung annehmen. Die Logik, die diesem Schaffensprozeß innewohnt wird an den Manuskripten der Romane deutlich. Wenn man sie betrachtet, sieht man, daß er in regelmäßigen Abständen das Schreiben unterbricht, um mit Hilfe einer Zeichnung die Konkordanz des Textes sicherzustellen. Tatsächlich ist Grass davon überzeugt, daß sich beide Disziplinen mit derselben Tinte nähren und daß zwischen ihnen eine Beziehung der kreativen Verbindung besteht. Es handelt sich also nicht um etwas Nebensächliches, sondern um ein konkretes, fundamentales Vorgehen.

M. GIOVANNA FRANCH

Der Beitrag befasst sich mit einigen wichtigen Momenten von Schopenhauers Italien-Aufenthalt und gibt Einblicke in die Gedanken des Philosophen über das Land und die Bevölkerung. Aus Schopenhauers Reiseaufzeichnungen und seinen spärlichen Zeugnissen wird deutlich, dass er mit Italien sehr verbunden war, allerdings auf widersprüchliche Art und Weise. Es waren nicht nur die Kunstwerke und die Landschaftseindrücke, sondern auch die Menschen, die ihn interessierten und mit denen er sich auseinandersetzte. Für den Biographen ist wichtig festzuhalten, dass Schopenhauer in Italien eine Reihe von Liebesbeziehungen erlebte. Hier hatte er die Möglichkeit, sein Leitprinzip vom Willen zum Leben auszuprobieren, das im Mittelpunkt seiner Metaphysik stand und in der Theorie von der geschlechtlichen Liebe zum Abschluss kam.

ANDREA GALLI

Die gemeinnützige *Lombardische Gartengesellschaft* (it. *Società Orticola di Lombardia*) besteht seit gut einhundertsechunddreißig Jahren. Ein kürzlich erschienenenes Werk mit dem Titel "Terrestria Siderea Flores" erzählt ihre Geschichte von der Gründung am 16. Dezember 1865 bis in die heutige Zeit. Der Titel entspricht dem Leitspruch der *Gesellschaft*, der 1926 vom damaligen Vizepräsidenten Antonio Ingegnoli geprägt wurde. Zu ihren Gründern gehörten zahlreiche Vertreter des Mailänder Stadtpatriziats sowie neben Unternehmern und Gartenfachleuten Vertreter wichtiger Mailänder Familien. Sie alle begeisterten sich für die ästhetische Qualität und den Formenreichtum der Gartenanlagen, für Botanik und für die Pflege der Stadtlandschaften, waren aber auch sozial engagiert. Die Veröffentlichung zeichnet chronologisch die Tätigkeit der *Gesellschaft* nach. Sie berichtet von der Erforschung seltener Blumen und Nutzpflanzen in der Epoche der öffentlichen Ausstellungen und erörtert die Umgestaltungen der Stadt Mailand, die einander oftmals überlagert und sogar widersprochen haben, mit dem Resultat, daß sich die heutige Physiognomie der Stadt erheblich von derjenigen des 19. Jahrhunderts unterscheidet.

GIOVANNI MEDA RIQUIER

Manchmal öffnet die Geschichte von Gegenständen Fenster zur Vergangenheit und ruft Ereignisse zurück, die zwar längst vergangen sind, aber doch unbestritten ihren Charme besitzen und Anlaß für neue Forschungen sind. Die umfangreichen Restaurierungsarbeiten an den wissenschaftlichen Instrumenten im Besitz der Villa Vigoni boten die Gelegenheit, die Geschichte einiger der bedeutenden Stücke wiederzuentdecken, die Eduard Rüppell während seiner Reisen in Ostafrika benutzt hat. Der Artikel rekonstruiert den Ausbildungsweg dieses aus Frankfurt stammenden Forschungsreisenden, seine Beziehung zum Unternehmer und Mäzen Heinrich Mylius und seine Verbindung zum Besitz der Mylius in Lovenjo. Desweiteren werden die wichtigsten Stationen seiner Tätigkeit nachgezeichnet, die ihn als Naturwissenschaftler und als Entdecker gleichermaßen berühmt machten.

INDICE / INHALTSVERZEICHNIS

ALDO VENTURELLI <i>Einleitung/Introduzione</i>	p. 5
CAMPUS EUROPA:	
WOLF-MICHAEL CATENHUSEN <i>Villa Vigoni und die Perspektive eines Campus Europa</i>	p. 9
RINALDO BERTOLINO <i>La presenza internazionale dell'università italiana</i>	p. 15
HANS R. FRIEDRICH <i>Das internationale Profil der deutschen Universitäten</i>	p. 23
MASSIMO EGIDI <i>Il sistema delle doppie lauree in Italia e in Germania</i>	p. 35
<i>Campus Europa</i> <i>Abschlussklärung der Tagung/Dichiarazione conclusiva del convegno</i>	p. 41
LETTERATURA, POST MODERNO E L'IDEA DEL FUTURO : LITERATUR, POSTMODERNE UND IDEE DER ZUKUNFT	
JÜRGEN WERTHEIMER <i>Menschenbild der Zukunft. Klon oder Individuum</i>	p. 51
MARIA ANGELA MAGNANI <i>Parola e immagine nell'opera di Günter Grass</i>	p. 67
M. GIOVANNA FRANCH <i>A. Schopenhauer e l'Italia. Appunti di viaggio</i>	p. 77
STORIE DI VILLA MYLIUS-VIGONI GESCHICHTEN AUS DEM HAUSE MYLIUS-VIGONI	
ANDREA GALLI <i>Dal disegno del giardino al progetto di territorio. Spunti di riflessione mossi dalla storia della Società Orticola di Lombardia</i>	p. 85
GIOVANNI MEDA RIQUIER <i>La "kleine Kiste" del dr. Rüppell. Note sulla raccolta di strumenti scientifici di Villa Vigoni</i>	p. 99
<i>Abstracts</i>	p. 105

Direttore scientifico/Wissenschaftliche Leitung
Aldo Venturelli

Direttore responsabile/Verantwortliche Herausgeberin
Maria Angela Magnani

Redazione/Redaktion – Traduzioni/Übersetzungen
Serena Bertolucci, M. Giovanna Franch, Christiane Liermann,
Maria Angela Magnani, Giovanni Meda

Stampa/Druck
New Press, Como

Registrazione Tribunale di Como N. 21/98 del 22.10.98